

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Satans Eulen

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Satans Eulen

John Sinclair Taschenbuch Nr. 17

von Jason Dark

erschienen am 10.08.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Satans Eulen

Ich habe in meinem Leben zahlreiche Dämonenarten kennengelernt. Die Strigen gehörten zu den schlimmsten. Große, eulenähnliche Vögel, mit einem skelettierten Schädel und messerscharfen Zähnen. Sie kamen aus einer anderen Dimension und fanden nachts ihre Beute. Meine Freunde und ich befanden sich auf einer Kreuzfahrt. Der Angriff der Strigen erfolgte wie ein Blitz aus heiterem Himmel, und plötzlich hing das Leben von über 200 Menschen an einem seidenen Faden...

DIE STRIGEN

Als Strigen bezeichnet man dämonische Wesen, die in den dichten Wäldern des europäischen Nordens hausen und sich ähnlich wie Vampire vom Blut der Menschen ernähren.

Sie sind groß wie Eulen, sehen in der Nacht ebenso scharf und sind wild auf Beute. Nur eins unterscheidet sie von den echten Eulen. Es ist der Kopf!

Die Strigen besitzen einen Totenschädel...

Lars Strindberg schritt um das kleine Haus herum und schloß den letzten Fensterladen. Vom Fjord her blies ein steifer Wind, der unangenehm kalt durch die Maschen seines dicken selbstgestrickten Pullovers fuhr und sich unter dem Hausgiebel fing, wo das Regenrohr klapperte. Strindberg wurde wieder daran erinnert, daß er es endlich einmal reparieren mußte, aber unangenehme Dinge schob er gern auf die lange Bank. Er warf einen Blick zum Himmel. War sein Gesicht vorhin noch entspannt gewesen, so verdüsterte es sich jetzt. Das Wetter sah überhaupt nicht gut aus. Und wenn er daran dachte, wie oft es im April noch Schnee gegeben hatte, wurde ihm seine Laune regelrecht vermiest. Nur keinen Schnee mehr! Mit Schrecken dachte er an die weißen Massen, die er während des Winters weggeschaufelt und in den Wald geschafft hatte. Der Wald begann direkt hinter dem Haus. Enna, seine Frau, bezeichnete ihn immer als Dschungel. So unrecht hatte sie damit nicht, denn es war hier niemand, der dem Wachstum der Bäume Einhalt gebot. Selbst Holzfäller ließen sich hier kaum blicken, und so sorgte die Natur dafür, daß alte und schwache Bäume durch den Wind gefällt wurden und kurzerhand zwischen die gesunden fielen, wobei sie innerhalb des Waldes für einen regelrechten Wirrwarr sorgten.

Wenn der Wald sich zu weit auswucherte und seinen Garten bedecken wollte, griff Strindberg ein. Dann trat die Motorsäge in Aktion, und sie hatten wieder Brennholz für den Winter.

Unter dem spitzgiebligen Dach, wo sich auch Strindbergs Atelier befand, wurde ein Fenster geöffnet. Der blonde Lockenkopf einer Frau erschien.

»Wann kommst du zum Essen, Lars?«

Strindberg drehte sich um und legte seinen Kopf in den Nacken.

»Großen Hunger habe ich noch nicht. Was gibt es denn?«

»Laß dich überraschen.«

Lars grinste. »Aber keine Suppe aus Tannennadeln.«

»Du tust gerade so, als hättest du so etwas schon bei mir gegessen.«

»Fast, meine Liebe, fast. Sag mir eine Zeit.«

»Dreißig Minuten wird es noch dauern.«

»Wunderbar, ich gehe dann solange in den Wald. Morgen will ich ein paar Bäume sägen. Mal sehen, vielleicht finde ich welche.«

»Das wäre gut.«

»Bis gleich dann.« Lars hob grüßend seine Rechte, drehte sich um und ging.

Sein Haus war nicht groß. Das hatte er auch nicht gewollt, als er Oslo den Rücken kehrte, um mit seiner Frau Enna und der fünfjährigen Sonja in den Westen zu gehen, wo es die großen Wälder gab, die verschwiegene Fjorde und die Berge.

Zuerst hatten sie die Hektik der Großstadt ein wenig vermißt, dann gewöhnten sie sich an das Leben, und Lars Strindberg geriet in eine Schaffensperiode, die er mit dem Wort einmalig umschrieb. Er malte die herrlichsten Bilder, hatte Einfälle, die Natur regte ihn an, und was er nie für möglich gehalten hatte, trat ein. Er malte plötzlich die Landschaft, wo er zuvor Landschaftsmaler immer abgelehnt hatte, aber diese Gegend inspirierte ihn einfach, und er mußte sie auf die Leinwand bringen. Es war wie ein Drang, dem er nachkam, wobei er es verstand, klassische Formen und Stilarten der Malerei mit den modernen Elementen zu verbinden. Seine Bilder fanden reißenden Absatz, die Preise stiegen, und der Familie ging es finanziell gut.

Lars Strindberg arbeitete nur morgens. Nachmittags und am Abend kümmerte er sich um den Garten oder ging in den Wald, um mit der fast unberührten Natur Zwiesprache zu halten. Es waren die stillen Stunden, die er ebenso liebte wie seine Arbeit.

Bevor er den Wald betrat, wollte er noch durch den Garten schreiten. Allmählich fing alles an zu blühen. Schon allein wegen der Pflanzen hoffte er, daß es keinen Schnee mehr geben würde, und wenn noch Frost hinzukam, würde viel erfrieren.

Der Garten war ziemlich groß. Ein grüner Zaun grenzte ihn ein. Er war kaum zu sehen, so daß der Waldrand nebst Garten fast eine Einheit bildeten. Gepflegte Wege durchzogen das kleine Areal. Lars hatte sie in den letzten beiden Stunden geharkt und auch die Erde auf den Beeten gelockert.

In der Gartenmitte blieb er stehen und drehte sich um. Er schaute auf die Schmalseite des Hauses und sah auch den kleinen Anbau, wo sich die Sauna befand. Abgetrennt davon stand auch der Generator, der das Haus mit Strom versorgte.

Lars lächelte, als er sich sein kleines Reich anschaute. Es gefiel ihm immer besser, auch jetzt, wo sich die Dämmerung allmählich über das Land legte. Enna hatte den Ofen erhitzt. Ein blaugrauer Rauchfaden stieg aus dem Schornstein und wurde vom Wind verweht. Strindberg war ein hochgewachsener Mann mit braunen, dichten Haaren und einem Vollbart. Er hatte einen kräftigen Körper, rauhe Hände und schwielige Finger. Überhaupt keine Malerhände, doch wenn sie einmal den Pinsel hielten, dann konnten sie so zart sein, um den Hauch einer japanischen Kirschblüte auf die Leinwand zu zeichnen. Er öffnete das kleine Törchen und sah mit Mißbilligung das Unkraut, das aus dem Wald wuchs und sich ausbreitete wie ein grüner Teppich, den jemand kurzerhand immer weiter aufrollte. Es wurde wirklich Zeit, daß er den Raum zwischen Garten und Wald einmal wieder säuberte. Für die nächsten Tage nahm er sich diese

Arbeit vor.

Auch nach der Rodung des Geländes hatte es nie einen Weg in den Wald gegeben. Lars hatte vor einem Jahr versucht, einen anzulegen, es jedoch wieder aufgegeben, die Natur wuchs einfach zu schnell, und der Weg war bald verschwunden.

Norwegischer Mischwald hielt ihn schon nach wenigen Schritten umfassen. Gesund für Mensch und Tier. Eine klare Luft, die der Lunge guttat. Der Winter hatte wieder seine Spuren hinterlassen. Zahlreiche Bäume waren durch die Schneelast gebrochen. Die meisten von ihnen waren nicht bis zum Boden gefallen, weil sie von den anderen, gesunden Bäumen aufgehalten wurden. Jetzt hingen viele von ihnen schräg und bildeten Hindernisse, die kaum zu überklettern waren. Auch der Boden war nicht trocken. Weich und nachgiebig präsentierte er sich. Die Stiefel des Mannes hinterließen das Profil seiner dicken Sohlen.

Ruhig war es nicht. Irgendwo knackte und schabte es immer. Die Tiere der Nacht erwachten mittlerweile aus ihrem Schlaf. Andere wiederum suchten jetzt Plätze, wo sie die Dunkelheit verbrachten. Es war der ewige Kreislauf der Nacht, und er gefiel dem einsamen Maler einfach. Schnell wurde es dunkel. Lars machte sich leichte Vorwürfe. Er hätte doch früher gehen sollen, so aber war es schlecht, jetzt noch etwas zu erkennen und Holz für den Ofen zu suchen.

Als er über einen Baumstamm kletterte, dessen Rinde eine dicke grüne Schicht zeigte, versank er mit beiden Beinen in einem kleinen Schlammloch. Er hatte es nicht gesehen, spürte jedoch die Feuchtigkeit an seinen Hosenbeinen und verzog das Gesicht. Enna würde schimpfen, weil er die Stiefel nicht angezogen hatte, und Lars nahm sich vor, seine Hosenbeine zu säubern.

Er grinste, als er sich auf den Baumstamm setzte und an seine Frau dachte. Jetzt waren sie schon über zehn Jahre verheiratet, ihre Ehe

lief bis auf einige Kleinigkeiten hervorragend, aber ihren Sauberkeitsfimmel würde Enna nie ablegen, der war ihr angeboren.

Lars holte ein Taschentuch hervor und versuchte, seine Hose zu reinigen. Er rieb an dem derben Stoff, doch den Dreck bekam er nicht ab. Er verteilte ihm, das war der einzige Erfolg.

»Mist«, murmelte er und wollte das schmutzige Taschentuch wieder einstecken, als er das Geräusch hörte.

Ein langgezogenes Uuuuhhh klang zu ihm herüber. So plötzlich und schaurig, daß ihm unwillkürlich eine Gänsehaut über den Rücken rann. So ein Geräusch hatte er noch nie vernommen, und er war weiß Gott schon oft in diesem Wald gewesen.

Was hatte es nur zu bedeuten?

Dann wieder Uuuuhhh. Diesmal war Lars zwar darauf vorbereitet gewesen, er erschrak trotzdem. Und nicht nur er hatte das Geräusch vernommen, auch andere Tiere, denn plötzlich huschte ein Fuchs fast über seine Füße.

Lars konnte der Grund für die Furcht des Fuchses nicht sein. Die Tiere hatten sich längst an den Menschen gewöhnt, und auch die beiden Hirsche, die durch das Unterholz brachen, waren noch nie in so panischer Angst vor ihm geflohen.

Uuuuhhh Wieder erklang es. Allerdings schon lauter, als würde sich der unheimliche Geräuscmacher dem Baumstamm nähern, wo sich auch Lars Strindberg befand.

Er dachte nach. Irgendwie hatte dieses Geräusch Ähnlichkeit mit dem Rufen einer Eule. Ja, genau, das mußte eine Eule sein. Er konnte sich etwas anderes nicht vorstellen, aber warum zeigten die Tiere plötzlich eine so große Furcht? Die Vögel stiegen aus dem Zweigwerk der Bäume und verschwanden im grauen Himmel. Dann wurde es wieder still. Sehr still sogar, eine Ruhe, die dem Mann überhaupt nicht gefiel, denn er kannte sie nicht, war sie nicht gewohnt, der Wald lebte an sich immer. Als Lars sich drehte und in

das noch blattlose Dickicht starrte, hatte er das Gefühl, von zahlreichen Augen beobachtet zu werden. War es wirklich nur ein Gefühl, oder schaute ihm da nicht doch jemand zu? Schräg vor sich, genau zwischen zwei Ästen, glaubte er, etwas Helles zu sehen.

Auch ein Tier? Wenn ja, dann war es ein Vogel, denn er saß höher, als Lars groß war.

Tief holte er Luft. Sein Atem war das einzige Geräusch in der plötzlichen Stille des Waldes. Er blickte noch einmal in Richtung Haus. Von dem Gebäude war nichts zu sehen. Das verzweigte Ast- und Zweigwerk nahm ihm die Sicht.

Der Mann wußte in der Tat nicht, was er unternehmen sollte. Zurück zum Haus gehen oder im Wald bleiben und der Ursache des unheimlichen Heulens auf den Grund gehen?

Da vernahm er es wieder.

Diesmal noch lauter, ein Zeichen, daß sich das Tier seinem Standort genähert hatte. Zudem hörte er das Brechen eines Astes, als hätte jemand einen schweren Gegenstand in den Baum geworfen. Jetzt wurde es Lars Strindberg zu dumm. Er wollte endlich wissen, woran er war, sprang auf und drehte sich.

Noch in der Bewegung hörte er das seltsame Flappen. Es war schräg hinter ihm aufgeklungen, und der Maler dachte sofort an den Flügelschlag eines Vogels.

Als er es genau wissen wollte und sich auch umwandte, da verdunkelte sich sein Gesichtsfeld. Dicht vor ihm erschien etwas, wurde übergroß, und bevor Lars Strindberg seine Arme hochreißen konnte, klatschte es bereits in sein Gesicht.

Ein großer, lebender Gegenstand - ein Vogel.

An der Wange spürte er den Schmerz. Blut rann aus einer Wunde im Fleisch, und der Maler schlug um sich. Seine Hände trafen ins Leere. Der Vogel war viel zu schnell. Trotz seiner Größe segelte er leicht und irgendwie geschickt auf einen Ast zu, um sich darauf

niederzulassen. Die Flügel fielen zusammen.

Lars Strindberg hatte noch einmal das Taschentuch hervorgeholt. Er faltete es auf und suchte nach einer reinen Stelle, damit er die Wunde säubern konnte.

Dazu kam er vorerst nicht, denn sein Blick war auf den Vogel gefallen. Trotz der Dämmerung fiel noch soviel Licht in den Wald, daß der Maler den Vogel erkennen konnte.

Wieder erreichte ihn das schaurige Heulen, und er dachte auch an eine Eule.

Aber Eulen besitzen keine Totenschädel.

Bei diesem Vogel war dies der Fall. Er hockte auf dem Baum, und über seinem Körper schimmerte ein bleicher Totenkopf...

Das Bild schockte den Mann. Normalerweise wäre er weggelaufen, doch seine Beine wollten ihm nicht mehr gehorchen. Er sah den Vogel und glaubte an einen Alptraum.

Allerdings brauchte er nur an den Schmerz und die kleine Wunde in seiner Wange zu denken, um zu wissen, daß das Erlebte kein Alptraum war, sondern Wirklichkeit.

Vor ihm saß eine Eule mit einem Totenschädel.

Groß wirkten die Augenhöhlen, wie die Augen bei einer normalen Eule. Der Schädel selbst schimmerte beinern, er leuchtete in einem gelblichen Weiß, und der Vogel besaß keinen Schnabel mehr. An seiner Stelle klaffte ein Loch im Schädel. Hinzu kam noch etwas. Unterhalb des Lochs konnte der Schädel bewegt werden, so daß eine Öffnung entstand, in der zwei Zähne schimmerten.

Lange, spitze Zähne.

Wie bei Vampiren, dachte der Maler, der die Zähne genau sah. Die Eule hatte vielleicht fünf Sekunden auf ihrem Platz gesessen, als sie es schließlich leid war, ihre mit Federn bedeckten Flügel ausbreitete und sich erhob.

Lautlos flog sie und verschwand in einem Filigran aus dünnen, sperrigen Baumzweigen. Lars Strindberg sah, daß sich die Zweige bewegten, wie sie auf und niederhüpften, ein leises Rascheln - vorbei. Wie ein Spuk war dieser unheimliche Vogel gekommen, wie ein Spuk war er verschwunden.

Ein Traum?

Nein, Träume hinterlassen keine Wunden. Das konnte Lars Strindberg bestätigen, denn als er die Wange abtastete, da bemerkte er, daß ihm das Tier ein Stück Fleisch aus dem Gesicht gehackt hatte. Zudem wollte die Wunde überhaupt nicht mehr aufhören zu bluten.

Er schüttelte sich und knirschte mit den Zähnen, weil Wut in ihm hochstieg. Das war nicht seine letzte Begegnung mit dieser verdammten Brut, wenn er so einem Tier noch einmal gegenüberstand, dann jedoch mit einem Gewehr in der Hand.

Er liebte Tiere, hatte nichts gegen sie einzuwenden, nur durften sie keine Menschen angreifen, und das hatte diese Eule getan. Zudem war sie kein richtiges Tier, sondern ein wahres Monster. Einen Totenschädel trug sie, das würde ihm keiner glauben. Als er darüber nachdachte, fiel ihm Enna, seine Frau, ein. Verflixt, was sollte er ihr sagen? Wie konnte er ihr beibringen, ohne daß sie mißtrauisch wurde, wie die Wunde an seiner Wange entstanden war. Denn das war ein regelrechtes Loch. Da Enna das Mißtrauen in Person war, mußte er sich schon etwas Gutes einfallen lassen.

Darüber dachte er nach, als er den Weg zurückging. Nur noch ein letzter, schmaler, heller Streifen war am Himmel zu sehen. Ein blasses Grau, das bald verschwinden würde.

Im Haus brannte Licht. Der Schein fiel gelb durch die Scheiben und sah irgendwie anheimelnd aus. Man konnte sich geborgen fühlen. Das Haus strahlte Ruhe aus.

Lars Strindberg war auch froh, sich an den Tisch setzen und essen

zu können, obwohl er die innerliche Unruhe und leichte Angst nicht völlig unterdrücken konnte.

Der Vogel ging ihm nicht aus dem Sinn. Eine Eule mit einem Totenschädel. Hatte sich da jemand einen Spaß erlaubt? Denn wie sollte ein Vogel fliegen können, der einen Totenschädel besaß? Das mußte einfach eine Nachbildung sein, eine andere Erklärung hatte der Maler nicht. Da wollte sich bestimmt jemand einen Scherz erlauben. Allerdings ging dieser Scherz zu weit. Verletzte durften nicht zurückbleiben.

An der Haustür hing eine Glocke. Am Klöppel war ein Lederband befestigt, das der Maler zwischen die Finger nahm und die Glocke damit anschlug, so daß ihr helles Bimmeln auch oben im Haus gehört werden konnte und als melodischer Ton bis zum nahen Wald schwang. Lars hatte bewußt geklingelt, denn wenn die Laute ertönten, dann sprang die fünfjährige Sonja die breite Holzterasse hinunter, um zu öffnen.

Lars Strindberg wartete vergebens auf die leichten, schnellen Schritte seiner Tochter.

Dafür öffnete Enna. Sie war noch immer eine schöne Frau. Für manchen Geschmack vielleicht zu korpulent, aber dem Maler gefiel sie. Er wollte etwas im Arm haben. Das Gesicht unter den blonden Locken war verschwitzt, die großen, blauen Augen zeigten Sorge, und auf Ennas Oberlippe lag ein feiner Schweißfilm.

»Was ist?« fragte Lars. »Ich habe mich verletzt, wenn du das meinst, Enna...«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, Lars, nein. Hast du sie nicht mitgebracht?«

»Wen?«

»Sonja! Lars, sie ist verschwunden...«

Warum Lars Strindberg sofort an die schreckliche Eule denken

mußte, wußte er auch nicht zu sagen. Es war einfach so. Dann hob er die Schultern. Bei dem breitschultrigen Mann sah das hilflos aus. »Ich... ich weiß es nicht«, murmelte er.

»Du... du mußt sie suchen«, sagte Enna und schüttelte seinen Arm, während sie ihn beschwörend anschaute. »Ich dachte, du hättest sie mitgebracht, aber sie ist nicht gekommen, und du...« Enna war durcheinander. Das merkte auch Lars. Er wollte ihr Haar streicheln, ließ es jedoch bleiben, als er feststellte, daß sich an seiner linken Hand Blut befand. Er hatte es verschmiert. »Geh doch, Lars!«

»Ja, ja, natürlich. Kannst du mir nicht sagen, wo ich suchen soll?«

»Nein.«

»Wo ist sie denn hingegangen?«

»Ich weiß es nicht.« Enna hob die Schultern. In den großen Augen glitzerte es verräterisch. Sie war ansonsten eine resolute Frau, aber die Angst um Sonja machte sie nervlich fertig.

Auch Lars spürte das Unbehagen, doch er durfte nicht die Nerven verlieren. Er mußte vor seiner Frau Haltung bewahren, in beiderseitigem Interesse. »Ich gehe sie suchen, Enna, du brauchst keine Angst zu haben, wirklich. Das schaffe ich schon. Sonja wird irgendein Tier entdeckt haben, du weißt doch, wie sie ist. Die Tiere kommen zu ihr, sie hat ein besonderes Verhältnis zu ihnen...«

Verdammt, warum dachte er denn wieder an die Eule?

»Aber nicht in der Dunkelheit. Sie kommt immer nach Hause, wenn die Dämmerung einbricht.«

»Ich gehe.« Lars wollte nicht noch länger mit seiner Frau darüber diskutieren. Außerdem verlor er Zeit, und beinahe abrupt drehte er sich um, wobei er tief einatmete und seine Schultern straffte. Das Kind mußte gefunden werden.

Am liebsten hätte er das Gewehr mitgenommen, aber das hätte Enna nur mißtrauisch gemacht. Nein, es war schon besser, wenn er waffenlos ging. Sonja konnte nicht weit sein, sie lief nie weg, auch

nicht zu den Klippen, wo der Fjord mit seinem tiefen, blauschwarz schimmernden Wasser endete, denn die Eltern hatten Sonja verboten, dort spielen zu gehen. Es war zu gefährlich, sie hätte zu leicht von den Klippen in das Wasser fallen können.

Er lief schnell. Es sah beinahe nach einer Flucht aus, und er spürte das Pochen der kleinen Wunde im Gesicht. Es erinnerte ihn wieder an die Eule. Innerlich betete er, daß Sonja nicht diesem unheimlichen Vogel begegnet war.

Eulen oder Uhus nannte man auch Totenvögel...

Diesmal lief Lars den Weg entlang. Er führte vom Haus weg und mündete auf einen Pfad, der so breit war, daß auch die langen Wagen der Holzfäller ihn befahren konnten. Der Pfad führte unter anderem zum Fjord und traf in entgegengesetzter Richtung auf die Straße, wo zwanzig Kilometer weiter der kleine Hafenort Levka lag. Dort versorgten sich die Strindbergs mit Lebensmitteln und allem, was sie sonst noch benötigten. Einmal in der Woche fuhren sie mit ihrem Volvo-Kombi los. Allerdings wollte er nicht glauben, daß Sonja so weit gelaufen war. In dieser Richtung verirrte sie sich nie, sie blieb immer in Nähe des Hauses, denn sie wußte um die Gefahren.

Als Lars weit genug vom Haus entfernt war, riskierte er es und rief den Namen seiner Tochter.

Seine Stimme hallte durch den Wald. Wenn sich Sonja in der Nähe aufhielt, dann mußte sie ihn hören und sich melden. Es tat sich nichts.

Nur seine eigene Stimme hallte durch den Wald. Sonja gab keine Antwort. Der Maler erreichte den Holzfällerweg und blieb dort schweratmend stehen. Abermals rief er den Namen seiner Tochter, und er bekam auch Antwort. Allerdings nicht von seiner Tochter, sondern von diesem Vogelmonster, dessen schauriges Heulen ihm eine Gänsehaut über den Rücken trieb.

Sein Gesicht verzerrte sich. »Der Totenvogel!« hauchte er. »Der Totenvogel ruft. Verdammt, Sonja! Sonjaaaa!« brüllte er, und seine

Hände schlossen sich zu Fäusten. Ungehört verhallte sein Rufen.

»Nein!« hauchte er. »Nein, bitte, Gott im Himmel, gib, daß ihr nichts passiert ist. Sie... sie ist doch noch so jung... ein Kind, ein kleines Mädchen...«

Klatschender Flügelschlag störte ihn und ließ ihn herumfahren. Da war der Vogel wieder.

Nein, schon zwei!

Sie flogen dicht nebeneinander, hatten sich noch einmal Schwung gegeben und die Flügel jetzt ausgebreitet, so daß sie sich vom Wind tragen ließen und lautlos durch die Luft segelten.

Weiß schimmerten die Schädel. Sie leuchteten in der Dunkelheit, und der Maler hatte das Gefühl, als wären sie mit einer phosphorisierenden Masse bestrichen. Dabei sah es so aus, als würden nur zwei Totenschädel durch die Luft segeln, denn von den Körpern der Eulen konnte der Maler nichts erkennen.

Auch hielten sie gemeinsam etwas zwischen ihren Mäulern, denn Schnäbel waren nicht vorhanden. Da sie dicht nebeneinander flogen, war genau zu erkennen, was sie festhielten.

Ein Tier.

Sie waren so nahe, daß Lars zurücksprang, um von ihnen nicht gestreift zu werden. Und er konnte die Beute der Horror-Vögel identifizieren. Es war ein Fuchs!

Ein ziemlich großes Tier, aber die beiden Vögel hatten es gerissen. Grausam...

Sofort dachte er wieder an Sonja. Wenn sie diesen Eulen begegnet war, sah es böse aus, dann hatte sie keine Chance, sich zu wehren. Diese Mutationen waren zu stark. Vor lauter Angst drang ein verzweifelter Stöhnen über seine Lippen, und der Maler schüttelte sich, als hätte jemand kaltes Wasser über ihn gegossen.

Dann waren die Eulen vorbei. Um ihn hatten sie sich nicht gekümmert. Sie waren mit Beute versorgt. Sekundenlang schloß er

die Augen und versuchte sich zu erinnern, was die kleine Sonja getragen hatte, als er sie vor einigen Stunden zum letztenmal sah.

Dunkle Kleidung war es nicht. Er dachte an den hellroten Anorak und den weißen Schal. Der mußte einfach zu sehen sein, auch in der Dunkelheit.

Wenn sie jetzt irgendwo lag, verletzt oder noch schlimmer... Daran durfte der Mann gar nicht erst denken, er wäre sonst durchgedreht. Noch einmal rief er den Namen.

Wieder bekam er keine Antwort. Nur der Abendwind fuhr durch den Wald und spielte mit den Gräsern. Der Maler machte sich Vorwürfe, keine Taschenlampe mitgenommen zu haben, jetzt mußte er im Dunkeln suchen. Mit zwei Sprüngen setzte er über den Weg und verschwand im Dickicht, wobei er weiterhin den Namen seiner Tochter rief. Und dann sah er etwas.

Sein Herzschlag stockte für einen schrecklich langen Augenblick. Nicht weit vor ihm flatterte eine helle Fahne. Eine Fahne war es nicht, sondern ein Schal. Sonjas Schal!

In Brusthöhe hatte er sich zwischen zwei sperrigen Zweigen festgeklemmt und wurde vom Wind bewegt wie eine Fahne. Freiwillig würde Sonja ihren Schal nie so abhängen. Da mußte etwas passiert sein.

Lars Strindbergs Herz schlug plötzlich hoch bis zum Hals. Die Angst schnürte seine Kehle zu, denn er bekam keinen Laut hervor. Wenn Sonja was passiert war, dann...

Mit einer wütenden Bewegung riß er den Schal ab, wickelte ihn um seinen Arm, brach durch das Unterholz und merkte nicht, wie Zweige sein Gesicht peitschten und die frische Wunde auf der Wange noch einmal aufrissen. Er dachte nur an Sonja.

Fast wäre er über sie gestolpert. Im letzten Moment konnte er stoppen, schaute auf den Körper, sein Gesicht verzerrte sich, und seine Augen wollten fast aus den Höhlen springen.

Das Kind lag halb auf dem Rücken und halb auf der Seite. Es hatte ein Bein angewinkelt, ebenso die Arme. Bleich war sein Gesicht, und über die Haut lief ein makabres Netz aus Blutfäden...

»Urlaub wollen Sie haben?« fragte Superintendent Sir James Powell mich und schaute mich dabei an wie ein Henker seinen Delinquenten durch die Schlitzte der Kapuze.

»Ja, Sir«, erwiderte ich locker und grinste. »Ist das vielleicht ein Verbrechen?«

»Fast«, sagte mein Chef. »Wenn Sie Urlaub haben wollen, ist das fast ein Verbrechen.«

»Und wieso?«

»Sie lassen eine Stadt schutzlos zurück.«

Ich schüttelte den Kopf. »Sorry, Sir, aber da kann ich nicht folgen. Schutzlos nicht, weil Suko hierbleibt, und zudem löse ich ja nicht jeden Fall in London, sondern treibe mich oft in der halben Welt herum. Das Argument zieht nicht, Sir.«

»Trotzdem.« Sir James ließ sich nicht beirren. »Bei Ihnen liegt der Fall eben anders.«

»Warum steht mir dann überhaupt Urlaub zu?«

Sir James winkte ab. »Papier ist geduldig. Aber sagen Sie mir mal, wo Sie überhaupt hinwollen!«

»Ich möchte mit den Conollys eine Kreuzfahrt machen.«

»Bahamas oder Bermudas, wie?«

»Nein, Sir, Norwegen.«

»Was? Sie wollen nach Norwegen und da eine Kreuzfahrt machen? Das gibt es doch nicht.«

»Sicher, eine Fjordfahrt. Sie dauert zudem nur eine Woche. Bill ist an eine günstige Passage gekommen, und wir wollten uns mal so richtig den Wind um die Nase wehen lassen.«

»Ich weiß nicht...« Sir James schüttelte den Kopf. »Für mich ist

das unverständlich.«

»Sie brauchen auch keinen Urlaub.«

»Mal langsam. Für mich waren die letzten Wochen auch kein Honigschlecken.«

Da hatte mein Chef recht. Er hatte einige Zeit im Krankenhaus verbracht. Das war notwendig geworden, denn er mußte sich einer Gesichtsoperation unterziehen. Die Riemen einer magischen Peitsche, die ebenso aussah wie Sukos Dämonenpeitsche, hatten ihn getroffen und seine Haut an drei Stellen im Gesicht regelrecht verbrannt. Sir James hatte sehr gelitten, doch es war den Ärzten gelungen, ihm die Hautreste wieder einzupflanzen. Natürlich sah man noch etwas. Einige rötlich schimmernde Nähstellen und Narben, so daß Sir James schon einen Spitznamen bekommen hatte. Einige Kollegen nannten ihn deswegen Streifenhörnchen und Zebra. Nur durfte der Superintendent das auf keinen Fall hören. Er wäre sonst an die Decke oder wer weiß wohin gesprungen. In dieser Hinsicht verstand Sir James keinen Spaß.

»Und wann wollen Sie los?« Als er diese Frage stellte, hatte ich schon halb gewonnen.

»Morgen früh.«

»Dann kommen Sie aber sehr zeitig zu mir.«

Ich hob die Schultern. »Es hat sich eben so ergeben.«

Sir James nahm einen Schluck von seinem Wasser. Die Augen hinter seiner dicken Brille funkelten. »Bezahlt haben Sie schon, wie ich Sie kenne, John?«

»Es blieb mir nichts anderes übrig.«

Der Adamsapfel meines Chefs bewegte sich, als er das Wasser hinunter schluckte. »Wo sind die alten Zeiten geblieben?« Fast erging er sich in Selbstmitleid. »Ich weiß es nicht. Früher, da wollten wir gar keinen Urlaub, weil wir in unserer Arbeit eine Berufung sahen. Aber heute ist alles anders.«

»Ich habe den vom vorigen Jahr...«

»Ach, hören Sie doch auf. Fragen Sie mich mal, ob ich meinen Urlaub schon genommen habe. Wir können uns einfach keinen leisten.«

»Dann lehnen Sie also ab?«

Sir James sah mich mit einem Gesichtsausdruck an, als wollte er anfangen zu weinen. »Eigentlich müßte ich das ja, aber ich habe eben ein zu weiches Herz, wie immer. Meinetwegen fahren Sie, John. Nur will ich wissen, wie man Sie erreichen kann.«

»Das ist einfach, Sir. Ich habe Ihnen alles aufgeschrieben.« Mit diesen Worten holte ich einen Zettel hervor, auf dem in der Tat alles stand, was wichtig war.

Er schaute ihn sich gar nicht an. Dafür lächelte er. »Okay, John, dann wünsche ich den Conollys und auch Ihnen viel Spaß. Versuchen Sie mal eine Woche nicht an Dämonen zu denken, aber wie ich Sie kenne, schaffen Sie das nicht.«

»Das glaube ich auch.«

»Nehmen Sie Waffen mit?«

»Ich gehe nie mehr ohne sie. Da habe ich bereits einige Reinfälle zu viel erlebt.«

»Gut.« Sir James erhob sich und reichte mir über den Schreibtisch hinweg die Hand. »Viel Spaß. Und drücken Sie die Daumen, daß sich unsere ›Freunde‹ von der anderen Seite ruhig verhalten.«

»Ich bin ja nicht aus der Welt, Sir.« Grinsend verließ ich das Büro im vierten Stock des Yard Buildings. Ich freute mich auf die sieben Tage, denn ich hatte mir fest vorgenommen, mich zu entspannen.

Auf dem Weg zu meinem Büro, das ich mit Suko teilte, kam mir Glenda entgegen. »Und? Hat es geklappt?« fragte sie.

»Morgen um diese Zeit bin ich weg.«

»Toll, ich freue mich für dich.« Dann verdüsterte sich ihr Gesicht, und ich legte zwei Finger unter ihr Kinn, um den Kopf anzuheben.

»Was ist denn los?«

»Ich wäre gern mitgefahren.«

»In einer Doppelkabine?«

Da bekam Glenda ein rotes Gesicht. »Was du immer gleich denkst? Ich hätte mich entspannen wollen.«

»Das wäre auch in einer Doppelkabine gegangen.«

Sie schaute mich an. »So kenne ich dich überhaupt nicht! Was ist in dich gefahren?«

Ich breitete die Arme aus. »Das macht der Urlaub. Die Stimmung, relaxen, eben alles.«

»Miß Perkins?« Hinter uns erklang die Stimme des Superintendents, und Glenda drückte sich sofort an mir vorbei. Dabei bekam ich noch einen Hauch ihres Parfüms um die Nase geweht und verdrehte die Augen. Ich hätte sie gern mitgenommen, aber das wäre wirklich zuviel verlangt gewesen.

Ein Liedchen pfeifend, betrat ich unser Büro. Suko telefonierte. Ich hörte ihn schimpfen und über einen Vergaser sprechen. Da fiel mir ein, daß Suko seine Harley zu einer gründlichen Inspektion gebracht hatte. Jetzt ärgerte er sich wohl über den Preis. Wütend legte er auf.

»Stell dir das vor, John, die wollen zehn Pfund mehr haben, als sie im Kostenvoranschlag angegeben haben.«

»Geh zum Gericht!«

»Ach, Unsinn.« Dann lächelte er. »Und was ist bei dir? Hat der Alte deinen Urlaub abgelehnt?«

»Das hättest du wohl gern, wie?«

»Ich gönne ihn dir.«

»Lügner. Aber im Ernst, er hat ihn nicht abgelehnt. Morgen bin ich unterwegs.«

»Toll.«

»Da sagst du was«, erwiderte ich und wählte die Nummer der Conollys. Bill hob sofort ab.

»Pack den Rum ein, wir dampfen morgen ab.«

Bill stieß ein Geräusch aus, das wohl ein Jubelschrei sein sollte.

»Das wird ein Fest!« rief er. »Da geht es rund. Mann, wir machen ein Faß auf.« Im Hintergrund sprach Sheila, und Bills Stimme wurde leiser, so daß ich sie kaum verstehen konnte.

»Was sagt Sheila?«

»Ach, die ist sauer.«

»Im Ernst?«

»Nein, natürlich nicht, aber sie muß jetzt auf zwei Kerle achtgeben, sagt sie.«

»Auf drei.«

»Wieso?«

»Kommt Johnny nicht mit?«

»Natürlich, an ihn habe ich nicht mehr gedacht. Sicher, wir haben kein Kindermädchen bekommen.«

»Und Nadine? Wie geht es ihr?« Als ich nach ihr fragte, gab es mir einen Stich. Nadine Berger war durch magische Kräfte in einen Wolf verwandelt worden.[\[1\]](#)

Ich hatte leider nicht gewußt, wohin mit ihr, und so war sie zu den Conollys gekommen, um ein wenig auf deren Sohn achtzugeben. Nur war es nicht so, daß sie wie ein Hund gehalten wurde, sie blieb auch nicht immer im Haus, sondern verschwand manchmal für mehrere Tage. Bill erstattete mir des öfteren Bericht. Wir beide fragten uns, was Nadine in Gestalt der Wölfin suchte? Ob sie hinter einer Möglichkeit her war, um sich wieder in einen Menschen zu verwandeln?

Eigentlich unmöglich, aber dieses Wort hatte ich mittlerweile gestrichen. Vielleicht bestand wirklich einmal die Chance einer Rückverwandlung.

»Nadine habe ich seit dem gestrigen Tag nicht mehr gesehen. Sicherlich läuft sie irgendwo in der Gegend herum oder ist auf

Wanderschaft gegangen.«

»Natürlich«, sagte ich leise.

»Ihr Schicksal geht dir doch immer sehr nahe, wie?« fragte mich der Reporter.

»Darauf kannst du Gift nehmen.«

Bill lachte. »Lieber nicht. Ich will noch ein bißchen leben. Aber bei dir ist alles klar?«

»Ja, wir können pünktlich in See stechen.«

»Bis morgen dann.« Bill legte auf, und auch ich ließ den Hörer auf die Gabel fallen.

Große Lust, im Büro zu sitzen, hatte ich nicht mehr. Draußen schien die Sonne. Im April wärmte sie schon. Es war wirklich ein herrlicher Frühlingstag.

»Dein Urlaub beginnt erst morgen«, erinnerte mich Suko und warf mir eine Akte rüber.

»Leider!« seufzte ich und schlug die Akte auf, obwohl ich sie am liebsten durchs Fenster geworfen hätte.

Lars Strindberg war in den ersten Sekunden nach dieser schrecklichen Entdeckung unfähig, sich zu bewegen. Er starrte auf seine Tochter und sah deren blutverschmiertes Gesicht. So sahen Tote aus. War Sonja etwa tot?

»Kind!« flüsterte er. »Himmel, mein Kind!« Dann ließ er sich auf die Knie fallen und sah aus der Nähe, daß Sonja die gleichen Wunden im Gesicht hatte wie er. Nur zählte er bei ihr drei. Sollten diese Vögel sie getötet haben?

Nein, nein! Es schrie in ihm. Das Kind lebte. Er sah, wie es atmete. Sonja war nicht tot, nur verletzt. Plötzlich zitterte der Maler, und er mußte ein paarmal tief durchatmen, um alles richtig zu fassen und zu begreifen. Danach streckte er seine Arme aus und legte seine Hände um den schmalen Körper. Sonja war leicht. Mühelos hob ihr Vater

sie hoch und legte sie über seine angewinkelten Arme, so daß er sie tragen konnte. Dann ging er vorsichtig den Weg wieder zurück. Er mußte so achtgeben, denn er wollte nicht stolpern. Während er schritt, flüsterte er immer den Namen seiner Tochter, die leblos auf seinen Armen lag. Das Blut hatte sich verteilt, es war auch in ihre blonden Haare gelaufen und hatte dort eine Kruste gebildet.

Unterwegs schaute sich der Maler des öfteren um und achtete auch auf verräterische Geräusche, denn er glaubte nicht, daß die Eulen so einfach aufgegeben hatten.

Sie ließen sich nicht blicken. Als Lars Strindberg den Weg erreichte, atmete er zum erstenmal auf. Jetzt konnte er schneller gehen, denn er brauchte nicht mehr auf tückische Fallen im Unterholz zu achten. Sonja rührte sich nicht. Nach wie vor lag sie in tiefer Bewußtlosigkeit in den Armen ihres Vaters. Obwohl sie seine Stimme nicht hören konnte, sprach er mit ihr. »Es wird ja alles wieder gut, Kleine. Du brauchst keine Angst mehr zu haben, ich bin bei dir und werde dich beschützen. Wenn die Vögel kommen, dann vernichte ich sie. Sie werden dich nicht noch einmal angreifen, ich schwöre es...«

So redete er und atmete auf, als er endlich den Lichtschimmer sah, der zwischen den Bäumen schimmerte. Jetzt waren es nur noch ein paar Meter bis zu seinem Haus. Dann konnten sie einen Arzt anrufen, damit er sich die Wunden genauer anschaute...

Seine Gedanken wurden unterbrochen. Aus einem Baumwipfel über ihm löste sich etwas und wischte auf ihn zu. Er hörte noch das Flügelschlagen, zog den Kopf ein, doch die unheimliche Eule war zu schnell. Sie erwischte ihn nicht nur mit den Krallen und riß in seinen Haaren, sondern auch mit den spitzen Zähnen.

Es war ein stechender Schmerz, der durch den Schädel des Malers zuckte, als seine Kopfhaut aufgerissen wurde. Das Blut quoll aus der Wunde und verteilte sich im Haar, wo es einen feuchten Film

bildete. Lars Strindberg taumelte. Fast wäre er vom Weg abgekommen und zwischen die nahe wachsenden Bäume gefallen. Soeben noch konnte er sich fangen und mit seiner menschlichen Last auf dem Arm das Gleichgewicht halten.

Keuchend und mit schmerzverzerrtem Gesicht blieb er stehen. Er wollte sehen, ob noch weitere Vögel einen Angriff flogen. Das war zum Glück nicht der Fall. Auch die eine Eule, die ihn attackiert hatte, sah er nicht mehr.

Irgendwo im Wald war sie verschwunden.

»Teufelswerk!« fluchte er. »Verdammtes Teufelswerk!«

Zum erstenmal kam ihm der Gedanke, ob es nicht ratsam wäre, das Haus zu verlassen und einfach aus dieser Gegend zu verschwinden. Aber alles aufgeben? Einfach so? Nein, dazu war er nicht der Typ. Zudem mußte er noch mit seiner Frau über dieses Problem sprechen. Er wollte Ennas Meinung hören, bevor er sich entschloß. Dann hörte er ihre Stimme.

»Lars?« hallte sie durch den Wald und die Dunkelheit. »Lars, wo bist du?«

Strindberg holte tief Luft, bevor er antwortete. »Hier, Enna, hier bin ich!«

»Im Wald?«

»Ja.«

»Hast du...«

Lars ließ seine Frau nicht ausreden. »Ich habe sie gefunden, Enna. Ich habe sie...«

»Dem Himmel sei Dank.«

Während Lars Antwort gegeben hatte, war er schon weitergelaufen. Auf dem Weg bewegte er sich mit unsicheren Schritten, noch immer den Körper des Mädchens auf seinen Armen haltend. Er stand eine schreckliche Angst um seine Tochter aus, auch jetzt noch, wo er wußte, daß sie nur verletzt war.

Enna hatte die Haustür geöffnet. Sie stand zwei Schritte davor. Licht fiel aus dem Rechteck und umschmeichelte auch ihre Gestalt, bevor es einen breiten Streifen auf den Weg vor dem Haus warf, der sich nach einigen Metern verlor.

Lars taumelte, als er sich dem Haus näherte. Enna schrie erstickt auf. Sie hatte ihre Tochter in den Armen des Mannes erkannt und schlug die Hände vors Gesicht.

»Keine Angst!« keuchte der Maler, während das Blut aus seiner Kopfwunde über seine Stirn und die Wangen rann. »Keine Angst, sie... sie lebt ja noch.«

»Was ist geschehen? Mein Gott...«

Lars war jetzt so weit vorgekommen, daß Enna auch das blutüberströmte Gesicht ihrer Tochter sehen konnte. Zwischen den dicken Streifen schimmerte blaß die Haut.

Auf dem Rückweg hatte sich Lars Strindberg seine Gedanken darüber gemacht, was er Enna berichten wollte. Er war zu dem Entschluß gekommen, auf keinen Fall die Wahrheit zu erzählen. Enna hätte unter Umständen durchgedreht.

»Was ist passiert?« rief sie. »Meine Güte, was ist mit euch? Ihr blutet beide.«

»Laß uns erst einmal ins Haus!« Lars drückte sich mit Sonja an seiner Frau vorbei.

Das Haus war praktisch ohne Innenwände gebaut. Nur der Schlafraum und das Kinderzimmer waren abgetrennt, ansonsten lebte die Familie sehr frei.

Die Möbel bestanden noch aus echtem Holz, die Küche bildete ein offenes Karree und eine Treppe, von zwei Seiten begehbar, führte nach oben, wo sich die beiden Hälften in einem kleinen Flur trafen, an dem auch die Schlafräume lagen.

Da es oben relativ eng war, hatte die Familie das Bad und die Dusche in den Keller verlegt. Nur noch eine Toilette und ein

Waschbecken waren in der oberen Etage installiert.

Lars Strindberg stieg die Stufen der Holzterasse hoch. Er stöhnte und atmete schwer. Seine Frau, die hinter ihm lief, sah, wie das Blut aus den Haaren rann und einen roten Faden auf die Nackenhaut zeichnete, bevor es vom Kragen aufgesaugt wurde. Oben im Flur drückte sich die Frau an dem Maler vorbei und öffnete die bunt beklebte Tür des Kinderzimmers. Eine ebenfalls bunte Lampe an der Decke streute ihr Licht aus. Spielsachen lagen überall verteilt. Fast alles aus Holz. In der Mitte des Raumes stand ein Puppenwagen. Ihn stieß Lars mit dem Fuß zur Seite, als er auf das Bett zuing.

Seine Frau war davor stehengeblieben. Sie schaute zu, wie Lars die kleine Sonja hinlegte. Dann richtete sich der Mann auf. Sein Gesicht war verzerrt, als er Enna anblickte, in deren blauen Augen die Angst zu lesen stand.

»Was ist passiert?« hauchte die Frau.

»Ich... ich erkläre es dir gleich. Hol bitte warmes Wasser, Pflaster und Verbandsmull.«

»Natürlich, sofort.« Enna verschwand. Sie polterte hastig die Treppe hinunter.

Der Maler ließ sich schwer auf einen Stuhl fallen. Sein Blick ging ins Leere, die Anspannung ließ ein wenig nach, und erst jetzt bemerkte er, wie hart ihn dieser unheimliche Vogel getroffen hatte. Sein Kopf schmerzte arg, die Wange brannte, und unter der Schädeldecke schien das Blut zu kochen. Strindbergs Mund verzerrte sich, als er auf seine Tochter schaute. Das Blut hatte inzwischen rote Flecken auf dem Kopfkissen hinterlassen. Der übrige Teil des Lakens war bleich wie das Gesicht der kleinen Sonja.

Konnte er seiner Frau die volle Wahrheit sagen? Lars überlegte hin und her. Eigentlich mußte er es tun, denn eine glaubhafte Ausrede fiel ihm beim besten Willen nicht ein. Er hoffte nur, daß Enna nicht durchdrehte. Sie kam zurück. Er hörte sie erst auf der Treppe, dann

im Gang. Sie hatte heißes Wasser mitgebracht, Verbandsmull, Pflaster. Auch die Hausapotheke trug sie.

Enna stellte den Eimer neben das Bett und kniete nieder. Bevor sie anfang, die Wunden ihrer Tochter zu säubern, warf sie noch einen Blick auf Lars.

»Ich kümmere mich gleich um dich.«

Der Maler winkte matt ab. »Das hat Zeit«, murmelte er und verzog sein Gesicht, weil abermals ein stechender Schmerz seinen Kopf diagonal durchfuhr.

Enna kümmerte sich um das Kind. Sie tauchte einen Lappen in das Wasser und wusch behutsam um die Wunden herum das schon eingetrocknete Blut ab. Das Mädchen blieb bewußtlos. Allerdings stöhnte Sonja hin und wieder, dann sprach Enna beruhigend auf die Fünfjährige ein, obwohl sie eigentlich sicher war, daß Sonja sie nicht hörte. Aber das machte nichts. Hauptsache, sie konnte ihr helfen. Als sie die drei Wunden gesäubert hatte, da sah Enna, wie tief die Schnitte waren. Als hätte jemand mit einem Messer hineingeschnitten, und die Frau fragte sich, wer so etwas tun konnte.

»Wir müssen sie und dich wohl zu einem Arzt bringen«, sagte Enna, als sie ein Pflaster auf die kleinste Wunde an der Stirn klebte.

»Ist Doktor Bissup denn da?«

»Ich weiß es nicht. Wir rufen vorher an.«

»Ja, gut.«

Enna schüttelte den Kopf. »Wie konnte das nur geschehen?« flüsterte sie. »Wie war so etwas möglich, Lars? Das mußt du doch wissen. Du hast ja auch die Verletzungen.« Sie drehte sich um. Angst stand in ihren Augen. »Was geht dort im Wald vor? Sag es, bitte...«

»Das Grauen, Enna.« Lars hatte sich entschlossen, die Wahrheit zu sagen. »Ein Teufelsspuk...«

»Wie?« Die Frage glich mehr einem Schrei.

»Ich werde es dir später erzählen«, stöhnte der Maler. »Kümmere

dich erst um Sonja.«

Enna nickte. Schnell und geschickt arbeitete sie. Man merkte ihr an, daß sie eine Ausbildung als Sanitäterin hinter sich hatte. Es dauerte nicht mehr als zwei Minuten, als sie mit ihrer Arbeit fertig war. Danach wandte sie sich ihrem Mann zu. »So, jetzt will ich mir mal deine Verletzungen anschauen.«

»Ja, bitte...«

»Lieber Himmel, das sieht ja schlimm aus«, sagte sie leise. »Ich begreife es nicht. Sag endlich, was los war.«

Der Maler erzählte, während sich seine Frau um die Wunden kümmerte. Es lenkte ihn auch von den Schmerzen ab, die dann eintraten, wenn Enna ein wenig zu heftig reagierte. Sie hörte zu, ohne ihn zu unterbrechen. Lars schilderte den Vorgang sehr ausführlich. Da er den Kopf gesenkt hielt, sah er nicht, wie blaß seine Frau geworden war. Er spürte nur, daß ihre Hände zitterten.

»Was hast du?« fragte er, bevor Enna das letzte Pflaster klebte.

»Diese Vögel!« flüsterte sie. »Du hast sie tatsächlich draußen im Wald gesehen?«

»Nicht nur das, sie haben mich sogar angegriffen. Wirklich, ich habe dich nicht belogen.«

»Das glaube ich dir. Weißt du eigentlich, was das für Geschöpfe sind, Lars?«

»Nein.«

Enna stand auf, bevor sie eine Antwort gab, und blickte auf ihren Mann herab. »Das sind die Strigen, Lars. Höllische Eulen, Satans-Eulen. Ich habe darüber gelesen.«

»Wo?« Lars Strindberg wollte aufstehen, doch ein Blitz schien in seinen Kopf gefahren zu sein, und er sank wieder auf seinem Stuhl zurück.

»Bleib ruhig, Lars, bitte...«

»Aber wie kommst du darauf?«

»Ich habe es in einem alten Buch gelesen. Es steht sogar in unserem Regal und befaßt sich mit typisch skandinavischen Märchen, Legenden und Geschichten.«

»Märchen...«

»Du hast selbst erlebt, daß es keine sind, mein Lieber.«

Da sagte der andere nichts mehr. Sie konnten auch nicht weiterreden, denn Sonja meldete sich. Keiner von ihnen hatte gesehen, wie die Fünfjährige die Augen aufschlug. Ihr Blick war verschleiert und verwundert, als sie gegen die Decke schaute.

»Mama?« erklang fragend ihre dünne Stimme.

Enna fuhr herum. »Kind!« rief sie und stürzte auf das Bett zu, um beide Hände der Kleinen zu nehmen. »Wie geht es dir, mein Schatz?«

»Mir ist so schlecht.«

Die Frau lächelte, setzte sich auf die Bettkante und sagte leise: »Das geht vorbei, mein Liebling.«

»Aber ich habe auch Kopfschmerzen.«

»Die sind ebenfalls nicht so schlimm. Warte es nur ab. Du brauchst wirklich keine Angst mehr zu haben. Du bist nun zu Hause. Wir geben auf dich acht.«

»Aber es war so schlimm...«

»Pssst.« Enna legte einen Finger gegen die vollen, naturroten Lippen.

»Jetzt nicht mehr sprechen, mein Kleines.«

»Ich habe die Vögel doch gesehen«, murmelte sie. »Die waren komisch. Da kriegte ich Angst. Sie hatten sogar Totenköpfe und waren so groß.«

Enna lächelte. »Du hast geträumt, Sonja. Es gibt solche Vögel nicht, glaube mir.«

»Im Wald, Mama.«

»Nein.«

Die kleine Sonja fing an zu weinen. »Mein Kopf tut mir so weh«, jammerte sie, »und warum hat denn Vati auch einen Verband und Pflaster auf dem Kopf?«

»Er hat sich gestoßen.«

Die Antwort der Frau schien das Kind zu beruhigen, denn es schloß die Augen und lächelte. Enna beugte sich über sie und hauchte ihr einen Kuß auf die Wange. »Jetzt mußt du aber schlafen, mein kleiner Liebling. Versprichst du mir das?«

»Ja, Mami. Aber laß bitte die Tür auf.«

»Natürlich, Sonja. Wir schauen auch immer nach dir, ob es dir schon bessergeht.«

Sonja gab keine Antwort mehr. Übergangslos war sie eingeschlafen. Wahrscheinlich würde sie sich am nächsten Tag an kaum etwas erinnern können.

Enna erhob sich. Unter der Lampe blieb sie stehen und wischte über ihr Gesicht. Der Schweiß hatte es feucht gemacht. Sie holte tief Luft und schaute ihren Mann an. »Das ist soeben noch einmal gutgegangen«, sagte sie. »Wenn es die Vögel wirklich gibt, sollten wir die Polizei benachrichtigen.«

Auch Lars war dafür. Dann allerdings fragte er: »Woher weißt du so genau über die Strigen Bescheid?«

»Habe ich dir doch gesagt.«

»Ja.« Er verzog das Gesicht. »So meine ich das auch nicht. Woher kommen diese Vögel? Die tauchen so plötzlich auf, ohne daß etwas angekündigt wird.«

»Da kann ich dir auch nicht helfen. Wir müßten in dem Buch nachlesen.«

Sie streckte den Arm aus. »Komm, Lars, ich ziehe dich hoch.«

»Ja, danke, das ist gut. Verflixt, mir geht es nicht besonders. Diese Vögel haben mich fertiggemacht.«

»Waren es denn mehrere?«

Lars Strindberg blieb neben seiner Frau stehen und legte einen Arm auf ihre Schulter. »Natürlich waren es mehrere oder nein, ich weiß es nicht. Ich bin zweimal angegriffen worden. Die kann man ja nicht unterscheiden.«

»Sie haben alle einen Totenkopf?«

»Ja. Der schimmert gelblich weiß. Ein Schnabel ist nicht vorhanden, dafür spitze Zähne, die sie in die Haut der Menschen hacken. Schlimm, kann ich dir sagen.« Er drehte vorsichtig den Kopf, wo ein weißer Verband wie ein schmaler Turban um seine Schädeldecke geschlungen war. »Sollen wir Sonja wirklich hier schlafen lassen?«

»Weißt du etwas Besseres?«

»Wir könnten sie mit in unser Schlafzimmer nehmen. Wie wir es früher immer gemacht haben.«

»Erst mal abwarten, was der Doktor sagt.«

»Ja, da hast du recht, Enna.« Die beiden hatten das Zimmer verlassen und bewegten sich auf die Treppe zu. Lars war noch ziemlich unsicher auf den Beinen. Er tastete förmlich mit seiner rechten Hand nach dem Holzgeländer und suchte auch die erste Stufe. Vorsichtig wollte er die Treppe angehen, obwohl ihn seine Frau stützte. »Mir ist schwindlig«, flüsterte er. »Verdammt, dieser letzte Hieb hat mich ganz schön fertiggemacht.«

»Willst du dich nicht ins Bett legen, Lars?«

»Nein, ich bleibe unten und haue mich da für eine Stunde auf die Couch. Du kannst mir einen Eisbeutel zubereiten und einen Kräutertee kochen.«

»Gut.«

Das Ehepaar bewegte sich vorsichtig über die Stufen. Lars hatte dabei das Gefühl, auf rohen Eiern zu laufen, aber er biß die Zähne zusammen und schaffte die Treppe.

Auf der letzten Stufe fiel ihm der kühle Wind auf, der sein Gesicht

streifte. »Wo kommt die Kälte her?« fragte er.

»Wir haben vergessen die Tür zu schließen«, erwiderte Enna.

»Moment, ich mache das.« Sie wandte sich ab, ging nach links, um die Tür ins Schloß zu drücken.

Zwei Schritte kam sie weit. Dann begann sie gellend zu schreien, so daß ihr Mann hastig herumfuhr. Seine Augen wurden groß, als er sah, was im offenen Türrechteck stand. Es war ein Strige!

Schon drei Tage auf See!

Herrliche Stunden hatten die Conollys und ich verbracht, wenn es auch ziemlich kalt war und man auf Deck einen Mantel überstreifen mußte. Trotzdem tat die Ruhe gut, einmal nicht an Dämonen und Mächte der Finsternis zu denken.

Eine Nachricht von Sir James war auch nicht gekommen, und so konnte ich mich ganz meinen Hobbies und den Annehmlichkeiten des Bordlebens hingeben.

Dazu gehörte langes Schlafen, hervorragendes Essen, hin und wieder ein Drink, Tischtennis, im geheizten Pool planschen und Spaß mit dem kleinen Johnny bekommen, der seinen Patenonkel so ziemlich den Tag über in Anspruch nahm. Er sah mich ansonsten viel zu wenig, so konnte ich verstehen, daß ich mich mit ihm beschäftigen sollte. Ich tat es gern, denn so hatten Sheila und Bill auch einmal Zeit für einander.

Mit Johnny erkundigte ich das Schiff. Normalerweise ist es nicht erlaubt, die Brücke zu besichtigen, doch ich hatte mit dem Kapitän gesprochen, und so machte er bei uns eine Ausnahme. Für zehn Minuten durften wir in die Steuerzentrale des Liners, wo es fast soviel Technik gab, wie in einem Jumbo. Man arbeitete hier mit einem Bordcomputer und allen modernen Navigationshilfen.

200 Passagiere konnte das Schiff Küstenstern aufnehmen. Knapp die Hälfte davon hatten sich für die Fjordfahrt entschlossen. Das

Wetter war eben nicht gut genug.

Dabei fuhren wir in ein Hochdruckgebiet hinein. Das hieß wenig Wind, Sonne, ein ruhiger Atlantik. Ich kannte ihn anders, und immer wenn ich die graugrüne, wogende Weite sah, mußte ich daran denken, wie oft ich schon unfreiwillig im Atlantik »gebadet« hatte. Das sollte diesmal nicht so sein.

Am zweiten Tag erreichten wir die norwegische Küste mit ihren unzähligen Buchten, Zungen und Fjorden. In vier Fjorde waren wir bereits hineingefahren, und es war jedesmal ein Erlebnis. Da es keine Untiefen und gefährlichen Klippen gab, konnten wir Passagiere ohne Angstgefühle die Eindrücke in uns aufnehmen.

In den Himmel schienen die Felsen rechts und links des einlaufenden Schiffes zu wachsen. Je nachdem wie die Sonnenstrahlen auf die Wände fielen, schimmerten sie in allen Farben des Spektrums, mal grünlich, dann gelb oder rötlich violett.

Ein prächtiges Panorama und eine ruhige, fast schon spiegelglatte See. Auch Johnny hatte einen Heidenspaß, und er hatte einen Spielkameraden gefunden. Einen sechsjährigen Dänen, der mit seinen Eltern unterwegs war. Die beiden Kerle waren die Lieblinge der Besatzung und der Passagiere. Sie bekamen soviel zugesteckt, daß es Johnny von seinem Schokoladenbauch am dritten Tag schlecht wurde und er das Bett hüten mußte, während wir am Abend zum Kapitänsdinner eingeladen waren.

Man hatte das Schiff festlich illuminiert, es erstrahlte in hellem Glanz. Bill und ich hatten uns in unsere Smokings geklemmt und fühlten uns beide nicht sehr wohl.

Eigentlich wollten wir zusammen in den Speiseraum gehen, aber die Conollys hatten noch nicht die Ruhe gefunden, weil es Johnny schlecht war und er deshalb quengelte.

»Geh du schon vor«, sagte Bill »und halte uns einen Platz frei. Nur nicht so nahe an der Kapelle, das ist mir zu laut.«

Da hatte der Reporter genau in meinem Sinne gesprochen. Ich warnte ihn. »Denk daran, die Plätze sind reserviert.«

»Da läßt sich ja was machen.«

»Okay, ich werde mein Bestes tun«, erwiderte ich grinsend und hob die Hand zum Gruß, bevor ich verschwand.

Draußen war es inzwischen dunkel geworden. Das konnte ich durch ein kleines Fenster erkennen. Wir machten auch keine Fahrt mehr, das Schiff war in einem Fjord vor Anker gegangen.

Um zwanzig Uhr sollte das Dinner beginnen. Als ich auf die Uhr schaute, stellte ich fest, daß noch eine halbe Stunde Zeit war. Die wollte ich mir zum Teil auf Deck vertreiben. Es war zwar kühl, ich trug auch keinen Mantel, aber das machte nichts. Ein bißchen frischer Wind tat mal ganz gut.

Die Treppen zu den einzelnen Decks waren mit dicken Teppichen belegt. Holzwände, indirekte Beleuchtung, man hatte sich wirklich alle Mühe gegeben. Auf den Stufen standen Passagiere und unterhielten sich. Die Frauen trugen ihre Garderoben zur Schau. Ich sah sehr viele Pelzmäntel, und auf kostbaren Brillanten wurde das Licht gebrochen. Ich war kein Freund von teuren Pelzen. Da brauchte ich nur an die Robben zu denken, die jedes Jahr abgeschlachtet wurden, um einen Pelzmantel oder eine Pelzjacke sofort in die Ecke zu feuern oder zu verbrennen.

Da wir innerhalb eines schmalen Fjords vor Anker gegangen waren und die hohen Felswände einen guten Schutz bildeten, war es sogar an Deck windstill. Nur eben die abendliche Kühle ließ den Atem als Dampf vor meinen Lippen stehen.

Ich schlenderte lässig bis zur Reling und schaute hinunter auf das Wasser.

Es sah aus wie Teer. So dunkel. Nur hin und wieder schimmerte ein heller Lichtreflex auf der Oberfläche. Ich hatte das Gefühl, der einzige Mensch an Deck zu sein. Mein Gesicht wurde von der bunten

Glühbirnengirlande über mir angestrahlt, und wenn ich den Kopf drehte, so sah ich die große Brücke. Hinter ihren breiten Scheiben leuchtete das Licht im grünen Schimmer.

Ich drehte mich wieder um und wollte zu den Zigaretten greifen, als dicht über meinem Kopf etwas hinweghuschte. Sofort schreckte ich hoch, steppte unwillkürlich zur Seite, da war der Schatten bereits verschwunden. Nur noch etwas Helles, Weißgelbes sah ich in der Luft schimmern.

Ein Vogel mußte das gewesen sein, der mich so erschreckt hatte. Klar, hier flogen zahlreiche Möwen umher, denn im Meer fanden sie genügend Nahrung.

Die Flamme schirmte ich mit der Hand ab, als ich mir die Zigarette anzündete. Aus dem Schiffsbauch hörte ich das Summen zahlreicher Stimmen, irgendwo über mir knatterten Fahnen im Wind, und am Himmel schimmerten die ersten Sterne. Sie umrahmten einen abnehmenden Mond, der mich an einen hellen Ball erinnerte, in den jemand eine Mulde gedrückt hatte.

Ein friedliches Bild. Es paßte auch zu den letzten drei Tagen, die mir schon eine gewisse Erholung gebracht hatten, obwohl ich einen Abend zusammen mit meinem Freund Bill Conolly an der Bar schrecklich versackt war.

Das gehörte eben auch zu dieser friedlichen Stimmung. Weniger friedlich war der Schrei, der plötzlich an meine Ohren drang und mich elektrisierte. Ich schleuderte die Zigarette über Bord und drehte mich.

Dann wieder.

Spitz stach der Frauenschrei durch die Nacht, und ich hörte einen dumpfen Schlag.

Bevor ich losrennen konnte, sah ich schon die schmale Gestalt. Sie taumelte hinter einer der Aufbauten hervor und lief geradewegs auf mich zu.

Ich fing sie auf. Die Frau war so in Panik, daß sie noch einmal anfangen wollte zu schreien, ich hielt ihr deshalb den Mund zu und sprach ein paar beruhigende Worte.

Der ängstliche Ausdruck in ihren Augen verschwand, denn auch sie hatte mich erkannt, wie ich sie ebenfalls.

Die Frau, die ich in meinen Armen hielt, hieß Martina Carlsson, und gehörte zu den Damen der schwedischen Gesellschaft, die von ihren Männern zwar alles an Geld bekommen, was sie haben wollten, dafür wenig Liebe oder Zärtlichkeit. Und dies versuchten sie, sich woanders zu besorgen.

Dafür war Martina Carlsson jedenfalls bekannt, denn sie machte kein Hehl daraus, daß ihr die Männer gut gefielen. Auch bei mir hatte sie es versucht, doch sie war nicht mein Typ. Ich mag keine Frauen, die sich Männer wie Spielzeuge nehmen, umgekehrt natürlich auch, so hatte ich mich reserviert gegeben, und ihr war nichts anderes übriggeblieben, als sich einen neuen Bordfreier zu suchen, den sie bald in dem Chefsteward, einem Schönling mit blonden Locken, gefunden hatte. Daß sie um diese Zeit allein auf dem Deck spazierenging, wunderte mich. Vielleicht hatte ihr Steward zu viel mit der Vorbereitung des Dinners zu tun.

»Alles okay?« fragte ich sie und schob sie von mir, denn ihr Parfüm war schwer und süß. Ein richtiger Männerfänger.

Martina Carlsson nickte und schüttelte gleichzeitig den Kopf. War schon toll, wie sie mir das jein unterschieben wollte.

»Wie soll ich das verstehen?« erkundigte ich mich.

»Ich bin angegriffen worden.« Martina Carlsson wußte, daß ich Engländer war und bediente sich meiner Muttersprache.

Noch nahm ich sie nicht ernst. »Angegriffen? Von wem?«

Als Antwort hielt sie einen Finger hoch. Er blutete. »Das habe ich einem Vogel zu verdanken.«

»Aha.«

»Sie glauben mir nicht, wie?«

Ich hob die Schultern. »Eigentlich müßte ich es, denn auch über meinen Kopf ist ein Vogel so dicht hinweggeflogen, so daß ich damit rechnete, er würde mich streifen.«

»Da sehen Sie es!« Ihre Stimme klang leicht schrill. Die Frau war zwischen 35 und 40. Obwohl sie krampfhaft versuchte, jünger auszusehen. Sie sah zu, daß sie an Gewicht nicht zunahm, die Kosmetikindustrie verdiente gut an ihr, und das hellblonde Haar war sicherlich gefärbt. Sie trug einen festlichen Hosenanzug, dessen Stoff mit Pailletten besetzt war, die blitzten, wenn Licht auf sie fiel. Die weißen Stiefeletten hatten hohe Absätze, und die Jacke des Hosenanzugs zeigte einen tiefen Ausschnitt. Über das Gesicht konnte ich kaum etwas sagen, die Schminke verdeckte viel.

»Ein Vogel also«, bestätigte ich.

»Ja, ja. Sehen Sie doch.« Sie hielt mir wieder ihren blutenden Finger entgegen.

»Klar, meine Liebe, ich sehe es.« Dabei lächelte ich. »Aber es gibt nun mal Möwen, die ziemlich angriffslustig sind.«

Da hatte ich etwas Falsches gesagt. Martina Carlsson schüttelte so heftig den Kopf, daß ihre wohlgetürmte Frisur in Unordnung geriet.

»Nein, nein, Mr. Sinclair, Sie haben mich falsch verstanden. Ich bin zwar von einem Vogel angegriffen worden, aber nicht von einer Möwe. Das müssen Sie mir glauben. Das war ein Riesending.«

»Vielleicht ein Adler?« spottete ich.

»Nein, aber ein Vogel, der... der...«

Sie schluckte. »Er hatte einen Totenschädel!«

Ich hob meine Augenbrauen und runzelte die Stirn. »Mrs. Carlsson, ich möchte Ihnen ja nicht zu nahe treten, aber einen Vogel mit Totenkopf hier an Bord, das kann ich einfach nicht glauben. Da müssen Sie sich geirrt haben.«

Sie kam wieder einen Schritt auf mich zu, so daß ich von der

Duftwolke gestreift wurde. »Ich weiß, daß Sie mich jetzt für ein hysterisches Weib halten, doch was ich gesehen habe, das habe ich gesehen. Davon bringt mich niemand ab. Es war ein Vogel mit Totenkopf.« Zum Schluß hatte sie ihre Stimme gesenkt.

Ich dachte nach. Bei einem Vogel stimmte ich ihr zu. Auch ich hatte einen gesehen. Ich erinnerte mich wieder daran, wie er dicht an meinem Kopf vorbeigeflogen war. Ich hatte ihm noch nachgeschaut und etwas Weißes gesehen.

»Wie sah der Schädel denn aus?« wollte ich wissen.

»Sie fragen komisch. Wie ein Totenkopf.« Martina Carlsson hatte ihre Tasche geöffnet und holte ein weißes Tuch hervor, das sie sich um den Finger wickelte. »So meine ich das nicht. Ich hätte gern gewußt, welche Farbe er besaß.«

»Hell, Mr. Sinclair. Er schimmerte hell. Wie die alten Schädel, die man in den Museen sieht.«

»Und der saß auf dem Kopf des Vogels?«

»Genau.«

Ich drehte mich um und ließ meinen Blick über das Deck schweifen. Die Lichter gaben genügend Helligkeit, um auch Einzelheiten auszumachen. Über den Aufbauten schwamm eine bunte Lichtglocke, aber Vögel oder zumindest den einen, von dem Martina Carlsson gesprochen hatte, sah ich nicht.

»Jetzt ist er weg«, sagte sie, weil sie meinen Blick bemerkt hatte. »Tut mir leid.«

»Damit mußten wir rechnen.«

»Wollen Sie etwas tun?«

Ich lächelte. »Klar, es wird Zeit, das wir zum Dinner kommen. Der Kapitän wartet.«

»Sie haben Sorgen.«

»Gnädige Frau, ich bin hier, um mich zu entspannen. Einfach Urlaub möchte ich machen.«

»Wie Sie meinen«, erwiderte sie, nickte mir zu und ging. Ich schaute ihr nach und dachte an den verdammten Vogel mit dem Totenkopf. Sollte sich da etwas anbahnen?

Großen Hunger verspürte ich nicht mehr, als ich langsam die Treppe hinunterschritt.

Ihr Totenschädel sah gelb aus im Licht der Flurleuchte. Und gelber Schein fiel auch in die ansonsten leeren Augenhöhlen, wo er sie restlos ausfüllte.

Der Mann glaubte an einen bösen Traum. Für ihn waren die Schmerzen vergessen. Er stand da und starrte auf die Eule, die sich nicht rührte und auf der Türschwelle hockte.

Ennas Schrei war verklungen. Sie hatte die Arme halb erhoben und ihre Hände in die blonden Locken gekrallt. Stoßweise atmete sie. Lars merkte es daran, wie sich ihr Rücken bewegte.

Das war genau der Vogel, der ihn und seine Tochter im Wald angegriffen hatte. Mit Entsetzen stellte Lars dies fest, und er wußte auch den Grund, weshalb die Eule gekommen war.

Sie wollte mehr!

Lars dachte an seine Frau und die kleine Sonja. Er sah auch den Vogel, und ihm wurde klar, daß sie sich etwas einfallen lassen mußten. Die Tür konnten sie nicht schließen, die Zeit besaßen sie nicht mehr. Wenn sie sich bewegten, würde die Eule das sicherlich als Zeichen des Angriffs deuten und ihrerseits reagieren. Wozu sie in der Lage war, hatte der Mann erlebt.

»Enna!« zischte er. Er sagte den Namen seiner Frau nur so laut, daß sie ihn soeben hören konnte. »Enna, du mußt zurück. Komm zu mir. Wir können hier nicht bleiben...« Er verfluchte jetzt die Aufteilung seines Hauses. Es gab nur oben Räume, die auch wirklich abgeschlossen werden konnten. Hier unten war nichts, deshalb waren sie den Angriffen des Vogels schutzlos ausgesetzt.

Enna Strindberg rührte sich nicht. Sie war noch zu entsetzt von diesem scheußlichen Anblick, und dem Maler blieb nichts anderes übrig, als seine Frau selbst zu holen.

Obwohl die Zeit drängte und er Enna aus der Gefahrenzone heraushaben wollte, schlich er voran. Er hielt sich dicht an der Wand, bewegte zuerst sein linkes, dann das rechte Bein und streckte auch den Arm aus, wobei er die Eule keine Sekunde aus den Augen ließ. Von den Strigen hatte seine Frau gesprochen. Von Satans-Eulen. Ja, das hier war eine. Die konnte nur dem Teufel dienen, so wie sie aussah. Die Eule rührte sich, und es gelang dem Maler, bis neben seine Frau zu gelangen und seine Hand auf deren Schulter zu legen. Als er sie berührte, zuckte Enna zusammen und hätte wieder geschrien, wenn Lars nicht schneller gewesen wäre und ihr mit seiner Hand den Mund verschloß.

»Ganz ruhig jetzt!« flüsterte er. »Keine Panik, bitte. Bewege dich nicht!«

Enna nickte, und ihr Mann löste seine Hand von ihren Lippen. Dafür hielt er sie an der Schulter fest. Sein Griff war zwingend. Die Frau sollte merken, daß sie sich gut unter seinem Schutz befand, dann drehte sie wenigstens nicht durch.

»Und jetzt langsam zurück.« Während dieser Worte brachte Lars seinen Mund dicht an Ennas Ohr. Er hoffte, daß Enna ihn verstanden hatte, eine Reaktion zeigte sie allerdings nicht, so blieb Lars nichts anderes übrig, als sie zurückzuziehen.

»Sei um Himmels willen ruhig, Enna, bitte, keinen Laut. Schrei nicht, reiß dich zusammen...«

Die Frau sagte nichts. Sie tat allerdings, was ihr Mann von ihr wollte. Schritt für Schritt bewegte sie sich nach hinten, wie eine Puppe, die geführt werden mußte. Nur war sie nicht so steif, denn ihre Knie zitterten. Der Anblick dieser Satans-Eule hatte sie tief bis ins Mark getroffen.

»Ja, Enna, gut. Ausgezeichnet. Wir machen das schon...« Die Worte des Malers sollten seine Frau beruhigen. »Du bist ausgezeichnet, du bist gut. Das klappt alles wunderbar, herrlich... so schaffen wir es...«

Mit diesen Worten wollte er nicht nur seine Frau beruhigen, sondern auch sich selbst.

Die Eule tat nichts. Bewegungslos hockte sie auf der Schwelle, vom Lichtschein umspielt, der auch einen Streifen nach draußen warf. Hinter ihm lauerte die Nacht. Was sich noch alles in der Dunkelheit verbarg, daß wußte Lars nicht. Er ahnte jedoch Fürchterliches. Einen Plan hatte er ebenfalls gefaßt. Er wollte seine Frau in die Küche ziehen. Dort waren sie in einer relativen Sicherheit. Wenn der Totenvogel angriff, konnten sie sich wenigstens mit den Hockern verteidigen.

Sie erreichten die Küche auch. Schritt für Schritt hatte Lars seine Frau in Sicherheit gebracht, und schon bald spürte er die Fliesen unter seinen Schuhen.

Jetzt war ein Teil geschafft.

Der Mann atmete auf.

Allerdings konnte die Strige ihn noch sehen. Die Küche bildete praktisch die Verlängerung des Flurgangs, so daß sie von der Türschwelle aus beobachtet werden konnten.

Das tat die Eule auch. Sie fixierte ihre Opfer. Obwohl sie keine Augen besaß, glaubte der Maler, sich unter ihrem kalten Blick ducken zu müssen. Das war verrückt, sicher, aber in diesen Momenten des Stresses bildete er sich das ein.

Mit dem Rücken stieß er gegen die in den Raum hineinstechende Küchentheke, wo die Familie ihre Mahlzeiten einnahm. Enna hatte bereits für das Abendbrot gedeckt. Da lagen die roten Sets, darauf standen die Teller, und auf dem Ofen schmort noch ein Stück Braten vom Mittag.

Und noch etwas lag neben der eingebauten Herdplatte. Ein Messer!

Lars Strindbergs Blicke blieben an der langen, glänzenden Stahlklinge haften. Dieses Messer war in der Tat sehr scharf. Metzger benutzten es ebenfalls, um ihr Fleisch zu schneiden. Vorn lief es spitz zu, und es würde auch den Körper dieser verfluchten Eule durchdringen, wenn er zustach. Das ließ er sich nicht nehmen. Diese Strige sollte ruhig angreifen, wehrlos würde sie ihn diesmal nicht vorfinden. Er sprach leise seine Frau an. »Enna, Liebling, geh zur Seite, ich bitte dich...«

Sie reagierte nicht. Steif stand sie da. Innerlich verkrampft. Ihr Blick war starr in den Flur und damit auch auf die Eule gerichtet, deren Totenkopf im Licht der Lampe noch immer makaber schimmerte.

Als sich bei Enna nichts tat, schob Lars sie einfach zur Seite. Er drückte sie anschließend hinter sich, damit sie sich in der Nähe des Fensters aufhalten konnte.

So war es schon besser.

Da reagierte auch die Eule. Zum erstenmal seit das Ehepaar sie gesehen hatte, breitete sie die Flügel aus. Der Maler war von der Spannweite überrascht, und er schluckte, wobei er sich fragte, ob sein Optimismus nicht etwas verfrüht gewesen war, denn die Satans-Eule machte mit ihren ausgebreiteten Flügeln einen sehr gefährlichen Eindruck.

Dann hob sie ab.

Zuvor hörten Enna und Lars noch das Flappen ihrer Flügel. Sie stieg bis dicht unter die Decke und bewegte die breiten Flügel sehr schnell, damit sie sich auch in dieser Stellung halten konnte.

Lars schnellte zur Seite. Er hatte sich schon zuvor genau gemerkt, wo das Messer lag. Sicher umschlossen die fünf Finger seiner rechten Hand den Griff.

Er drehte die Klinge so, daß die Spitze nach vorn in den Gang

zeigte und damit auch der Eule entgegen.

»Komm nur!« flüsterte der Mann. »Komm nur, du verfluchte Bestie. Diesmal kriege ich dich!«

Wie ein Rachegott stand er hinter dem Frühstückstresen. Der Verband um seinen Kopf schimmerte hell. An einer Stelle, wo das Blut durchgedrungen war, sah man einen roten Fleck. An Schmerzen dachte Lars nicht mehr, er konzentrierte sich voll auf diesen gefährlichen Gegner.

Und die Strige griff an!

Die Conollys saßen bereits am Tisch, als ich den Saal betrat. Mich umfing ein Stimmengewirr, das wie ein Rauschen wirkte. Wer schon einmal solche Feiern miterlebt hatte, wird diese Geräusche kennen. Die Tische waren festlich gedeckt. Wir saßen nicht weit von dem Kapitän entfernt an einem runden Tisch. Er hieß Linkart, war ein blondhaariger Seebär mit breiten Schultern, sah gut aus in seiner Uniform und wurde von zahlreichen, nicht nur allein reisenden Frauen angehimmelt. Unser Tisch befand sich zum Glück weit von der Kapelle entfernt. Das war mir auch sehr lieb, denn laute Musik schädigte mein Trommelfell.

»Hast du dich verlaufen?« fragte Bill, als ich meinen Stuhl zurückschob, Platz nahm, und mir die Smokingjacke aufknöpfte.

»Nein, warum?«

»Du bist spät dran.«

»Na ja. Ich war noch an Deck.«

»Man riecht es«, sagte Sheila und lächelte mich süffisant an.

»Wieso?« Ich tat unschuldig.

»Deine Parfümwolke, die du verströmst, stammt sicherlich nicht aus einer Herrenserie. Und gerochen habe ich sie hier auch schon in der Nähe.«

Ich merkte, wie mir das Blut zu Kopf stieg. Verdammt, ich wurde

tatsächlich rot. »Es ist nicht so, wie ihr denkt.«

»Ha, ha, das kann jeder sagen«, stellte sich Bill auf die Seite seiner Frau.

»Und wie geht es Johnny?« fragte ich.

Bill schüttelte den Kopf. »Lenk nicht vom Thema ab, alter Schwede.«

»Wenn schon Norweger.«

»Oder Däne«, sagte Sheila.

»Wieso?« Ich schaute sie an.

Sheila lächelte wie Sue Ellen in der Dallas-Serie. »Ist doch klar. Ich habe mich mit einer gewissen Martina Carlsson, einer Dänin, unterhalten und bei ihr das gleiche Parfüm gerochen, wie bei dir.«

Bill fing an zu lachen und schlug leicht mit der flachen Hand auf den Tisch. »Das finde ich stark. John Sinclair als Tröster alleinreisender Frauen. Klasse, wirklich.«

Ich beugte mich vor. »Weißt du was, mein Lieber? Du müßtest mal zum Augenarzt gehen. Vielleicht ist dir entgangen, daß nicht ich der Tröster bin, sondern der schöne Chefsteward mit seinen blonden Locken. Ich bin der Frau nur aus Zufall oben an Deck begegnet.«

»Das kann jeder sagen.«

»Und was wollte sie von dir?« erkundigte sich Sheila. Mit der Antwort wartete ich, weil der Aperitif serviert wurde. In einer hellen, etwas gelblich schimmernden Flüssigkeit schwamm eine Erdbeere, wir prosteten uns zu, und stellten alle drei fest, daß das Getränk gut schmeckte.

Ich war Sheila noch eine Antwort schuldig und erklärte ihr, was auf Deck vorgefallen war. Auch Bill hörte aufmerksam zu. Ein paarmal schüttelte er den Kopf.

»Von einem Vogel soll sie angegriffen worden sein?« fragte er erstaunt.

»Ja, Bill. Mich hätte er auch fast erwischt.«

»Seit wann sind Möwen so angriffswütig und aggressiv?« wollte Sheila wissen.

Ich schaute sie an. Bezaubernd sah sie aus. Das schwarze Kleid ließ die Schultern fast frei. Es hing nur an zwei schmalen Trägern über der Haut, die von den Spitzen der locker fallenden blonden Haare berührt wurden. Sheila war dezent geschminkt. Sie hatte es nicht nötig, wie ein Malkasten herumzulaufen.

»Wer sagt dir denn, daß es eine Möwe war, die uns angegriffen hat?«

»Da hat John recht«, meinte Bill.

Sheila schaute zuerst ihren Mann, danach mich an. »Welche Vögel gibt es denn sonst hier.«

»Martina Carlsson sprach von einem Tier mit Totenschädel, vergiß das nicht.«

Da lachte Sheila. »Entschuldigung, John, aber das kann ich nun wirklich nicht glauben. Was meinst du, Bill?«

Der Reporter lachte nicht. Er trank einen Schluck und wiegte dabei den Kopf. »Na ja«, meinte er. »Es hört sich zwar unwahrscheinlich an, aber was haben wir schon nicht alles erlebt? Außerdem hast du den Vogel ja auch gesehen, John.«

»Allerdings keinen Totenschädel. Das ging zu schnell.«

»Jetzt hört aber auf. Ihr seid ja schon wieder im Dienst. Hier gibt es keine Geister, Dämonen oder Vögel mit Totenschädeln. Wir befinden uns auf einer herrlichen Fjordfahrt, erwarten ein tolles Essen, und ihr diskutiert schon wieder über den Job. Beim nächstenmal fahre ich nur mit Johnny, dann kann ich mich wenigstens erholen...«

»Und den italienischen Schnulzensänger mußt du dabeihaben«, sagte Bill.

»Wieso?«

»Hast du denn nicht gesehen, wie der dich anhimmelt? Der starrt sich ja die Augen aus dem Kopf, der komische Schmachtlöcher-

Kastrat.«

Sheila lächelte. »Eifersüchtig?«

»Ach wo?«

Ich mußte grinsen.

»Meint ihr den Knaben, der am Tisch des Kapitäns sitzt?«

»Ja!« knurrte Bill, während Sheila lächelte und sich über die Eifersucht ihres Gatten amüsierte.

Ich drehte mich auf meinem Stuhl. Es war wirklich ein Schmachtlöckentyp, der da hockte. Soeben stand er auf, denn eine Frau steuerte den Tisch an. Es war die blondhaarige Martina Carlsson. Sofort war ein Ober da und rückte ihr den Stuhl zurück. Huldvoll nickend, nahm sie Platz, während sich der Kapitän erhob und sie mit einem galanten Handkuß begrüßte. Er wußte eben, was sich gehörte.

Der Sänger schielte zu uns rüber. Sheila erregte seine besondere Aufmerksamkeit.

»Dem stecke ich noch eine Kartoffel in den Hals«, zischte Bill.
»Dann soll er mal singen.«

Ich fand es herrlich und vergaß auch den Vogel mit dem angeblichen Totenschädel.

Auf einmal verlöschte das Licht. Nur an den Wänden blieb die Notbeleuchtung brennen. Die zwei Flügel einer Schwingtür wurden aufgedrückt und festgestellt.

Jetzt lief das große Ereignis über die Bühne. Die Stimmen verstummten. Sämtliche Passagiere reckten die Hälse, um einen freien Blick auf die Tür zu haben.

Und da kamen sie.

Allen voran der schöne Chefsteward. Er trug ein Tablett, auf dem sich sprühende Wunderkerzen drehten und farbige Räder bildeten. Ein Ah und Oh schwang raunend durch den Saal, die Menschen bekamen glänzende Augen, sie waren begeistert von den

hereingetragenen Köstlichkeiten, denn der Steward machte nur den Anfang. Ihm folgten zahlreiche Ober und Kellner, ebenfalls mit gefüllten Platten »bewaffnet«. Kalter Fisch, Salate, Fleisch, Beilagen, Desserts, die Tische im Hintergrund, auf denen die Köstlichkeiten abgestellt wurden, bogen sich fast. Man klatschte, und auch ich beteiligte mich daran. Erst jetzt spürte ich meinen Hunger. Schon beim Anschauen der kulinarischen Köstlichkeiten lief mir das Wasser im Mund zusammen, und ich dachte auch mit Schrecken an mein Gewicht und die Kondition. Aber was sollte es. Wir hatten Urlaub, und da durfte man schon einmal sündigen.

»Na, das ist doch was«, sagte Bill und rieb sich aus lauter Vorfreude die Hände.

Niemand widersprach.

Dann wurde das Licht wieder eingeschaltet, und der Kapitän erhob sich von seinem Platz. Er klopfte gegen ein Glas. Der Ton wurde überall gehört, die Gespräche der Passagiere verstummten.

Der Kapitän hielt eine Rede. Er sprach von seinem Schiff und dem für die Jahreszeit wirklich tollen Wetter. Es war das übliche, das er immer sagte, ich hörte kaum hin und dachte wieder an die komischen oder den komischen Vogel.

Er ging mir einfach nicht aus dem Sinn, wobei ich wieder einmal feststellte, daß ich bei meinem Job nicht dazu kam, abzuschalten. Dafür steckte ich viel zu sehr drin. Ich war es gewohnt, auf jede Kleinigkeit meiner Umwelt zu achten und sah diese immer mit ganz besonderen Augen.

Bill Conolly merkte, daß ich nicht so richtig bei der Sache war. Unter dem Tisch stieß er mich an. Ich schaute hoch. »Was ist los, John? Die Vögel?«

»Ja.«

»Hör doch auf!«

»Das mußt du gerade sagen«, flüsterte ich. »Dir geht es bestimmt

nicht anders.«

Der Reporter grinste schief. Es war Antwort genug, auch er witterte Unrat.

»Wir machen Urlaub, meine Herren«, sagte Sheila. »Ich wollte euch nur daran erinnern.«

»Wieso? War doch nichts.«

»Das mußt du gerade sagen, John. Schließlich kennen wir beide uns lange genug.«

»Kinder, streitet euch nicht. Die Vorspeise wird serviert«, meldete Bill und bekam glänzende Augen.

Ein Ober trat an unseren Tisch. Er hielt die Platte so, daß wir alle einen Blick auf sie werfen konnten.

Da waren wirklich die herrlichsten Meeresfrüchte zu sehen. Scampis, Forellen, Lachs, aber auch Matjes.

Für sie entschied ich mich. Angerichtet mit einer süßsauren Sahne, schmeckten sie sehr gut und zergingen fast auf er Zunge, so zart waren sie.

Das Essen zog sich hin. Wenn wir annahmen, es wäre vorbei, wurden immer neue Gerichte aufgetragen. Bill und ich hatten schon die oberen Hosenknöpfe geöffnet, und als der Nachtsch serviert wurde - Sorbets oder Früchte mit Eis und Likören vermischt -, da streikte ich, lehnte mich zurück und breitete die Arme aus.

»Nichts geht mehr, Freunde.«

»Bei mir auch nicht«, erwiderte Bill und fing sich einen schrägen Blick von Sheila ein.

»Kein Dessert?«

»Nein.«

»Aber ich.«

Der Reporter bekam runde Augen. »Sag mal, wo läßt du das eigentlich alles.«

Sheila lächelte. »Das ist mein Geheimnis.«

Ich holte die Zigaretten hervor und hielt Bill die Schachtel hin. Er nahm sich ein Stäbchen, während er gleichzeitig zwei doppelte Whisky bestellte. Wir tranken sie ohne Eis. Als Abschluß war dies ausgezeichnet.

Ich war sogar zu faul zum Sprechen, und als der Chefsteward ans Mikrofon trat, schaute ich kaum auf. Mit einer wohl einstudierten Bewegung schob er eine blonde Haarsträhne aus der Stirn und wartete so lange, bis ihm jeder Passagier seine Aufmerksamkeit widmete.

»Ich hoffe, es hat Ihnen allen gemundet. Wir haben uns die größte Mühe gegeben, Sie zufriedenzustellen. Köche, Ober, Stewards und Kellner haben ihr Bestes gegeben. Wenn es Ihnen gefallen hat, sagen Sie es weiter. Wenn nicht, behalten Sie es für sich.«

Beifall. Der müde Witz, über den ich kaum grinsen konnte, kam noch immer an.

»Aber nun zum zweiten Teil unseres großen Kapitäns-Dinners. Sie haben sicherlich soviele Kalorien zu sich genommen, daß Sie froh sein werden, bis in den frühen Morgen tanzen zu können. Damit Ihr Blut in Wallung gerät und Ihre Beine in Schwung kommen, dafür wird unsere Band Sorge tragen. Mit einem kräftigen Beifall begrüßen wir die vier Silver Stars.«

Es wurde auch geklatscht, und aus einer Tür trat zuerst die Sängerin der Band. Sie waren ebenso gekleidet wie die Männer. In einem silbrig schimmernden Astronauten-Anzug mit einem hohen Kragen. Das normale Licht verlosch. Bunte Spotlights flammten auf. Ihre grellen Strahlen durchschnitten die Dunkelheit. Gleichzeitig begannen an der Wand hinter den Musikern farbige Räder zu rotieren. Sie bildeten Spiralen. Wenn sie sehr schnell liefen, sah es so aus, als würden sie immer kleiner und in einem Loch verschwinden.

Die Sängerin, eine Frau mit tizianroten Haaren, wiegte sich im

Rhythmus der ersten Takte. Dabei schnippte sie mit den Fingern, trat dicht an das Mikro und forderte mit einer rauchigen Whiskystimme die männlichen Passagiere auf, ihre Damen auf die Tanzfläche zu zerren. Einige waren besonders scharf auf ein Tänzchen, besonders die älteren Kaliber. Zumeist hatten sie jüngere Begleiterinnen, die würden sie schon scheuchen.

Sheila stieß ihren Mann an. »Los, du müder Krieger, beweg dich mal. Ich will auch meine Kalorien loswerden.«

Bill verdrehte die Augen. »Lieber nicht, ich bin schlapp. Zuviel gegessen. Aber John wird sich sicherlich erbarmen.«

Ich hob die Arme. »Um Himmels willen. Ich tanze wie ein Eintänzer in der Fischbratküche.«

Über den Tisch hinweg griff Sheila nach meiner Hand. »Stell dich nicht so an, John.«

»Später, Mädchen, später.«

»Ach, du bist gemein.«

»Nachher werden wir uns um dich duellieren«, sagte Bill Conolly. »Glaub es mir.«

Wenn sich zwei streiten, freut sich der dritte. So lautet das Sprichwort. Und der dritte war in diesem Fall der Schmalzlocken-Typ. Von uns ungesehen hatte er sich dem Tisch genähert und blieb neben Sheila stehen, wobei er eine Verbeugung andeutete.

»Darf ich bitten, Gnädigste?«

Sheila schaute kurz hoch, lächelte, und erwiderte: »Ja gern.« Sie stand auf, der Schwarzhaarige nickte und führte Sheila zur Tanzfläche. Wie zwei begossene Pudel blieben wir zurück.

»Das schlägt dem Faß den Boden aus«, beschwerte sich Bill. »Der Kerl sieht doch, daß hier zwei Männer sitzen und sich eine...«

»Du wolltest ja nicht, Bill.«

»Hör auf, John.« Bill drehte sich, damit er zur Tanzfläche schauen konnte. »Das mußt du gerade sagen.«

»Ich bin mit Sheila nicht verheiratet.« Herrlich, wie Bill reagierte, ich amüsierte mich köstlich und leerte mein Glas. Ein Steward kam vorbei. Er trug ein Tablett mit Sektgläsern. Zwei entnahm ich ihm und schob Bills rüber.

Der sah es überhaupt nicht, sondern hatte nur Augen für die Tanzfläche, die inzwischen gut gefüllt war. Die Paare fühlten sich wohl. Trotz der rhythmischen Musik wurde eng getanzt, auch Sheila machte dabei keine Ausnahme.

Alles was recht war, der Schwarzhhaarige konnte gut tanzen. Sheila wirkte in seinen Armen wie eine Feder. Sie unterhielt sich prächtig mit dem Mann, das war ihrem Gesicht abzulesen, denn sie lächelte und lachte.

»Sieh zu, daß du den nächsten Tanz bekommst!« stichelte ich. »Sonst kannst du deine Sheila für die nächsten Tage vergessen.«

»Ha, da kennst du mich schlecht.«

Da hörten wir Schreie.

Sie klangen dort auf, wo hinter der Tanzfläche sich die Tür zum Ausgang befand. Es waren nicht nur Frauen, die geschrien hatten, sondern auch Männer.

Augenblicklich sprangen Bill und ich von unseren Stühlen hoch, um zu sehen, was da vor sich ging.

Viel erkannten wir nicht, weil die Tanzenden uns die Sicht verdeckten, bis sie auseinanderspritzten, so daß unser Blickfeld freilag und wir den Grund der Panik erkennen konnten.

Es war ein Vogel.

Aber kein normaler, sondern einer von dem auch Martina Carlsson berichtet hatte.

In der Körperform an eine Eule erinnernd, flatterte er dicht von dem Ausgang im Gang und hackte mit seinen Zähnen nach allem, was sich bewegte.

Die Menschen flüchteten die Treppen hoch oder rannten in die

Kabinengänge.

Die unheimliche Eule aber drehte sich in der Luft und visierte eine andere Richtung an.

Sie flog in den Speisesaal, fixierte die Tanzfläche, schlug mit den Flügeln und bekam Fahrt.

Ihr Ziel war ein Paar.

Sheila und der Schwarzhaarige!

Die Strige war schnell. Sehr schnell sogar, und Lars Strindberg erkannte dies mit Erschrecken. Bevor er das Messer hochgerissen hatte, war sie schon dicht vor seinem Gesicht, und er kam nicht mehr dazu, mit der Klinge zuzustechen. Lars hörte seine Frau noch schreien, als er sich kurzerhand zu Boden fallen ließ, mit der Schulter aufprallte, sich herumrollte und zusah, wie die Eule über ihn hinwegstrich und auf seine Frau zuflog, die in panischer Angst beide Hände hochgerissen hatte, um ihr Gesicht zu schützen.

»Enna, weg!« brüllte der Mann.

Sie hörte nicht. Mit beiden Händen schlug sie gegen die Eule, die ihr Maul geöffnet hatte und mit den langen Zähnen zuhackte und auch traf. Sie mußte bei Enna eine Ader verletzt haben, denn plötzlich sprudelte Blut aus ihrem Handrücken und fiel wie ein feiner Regen zu Boden. Das alles nahm Lars wahr, als er sich vom Boden aufrichtete. Er mußte die verdammte Eule packen und wenn er sie mit dem Messer zerhackte. Die Strige sah ihn nicht. Sie war voll und ganz mit der Frau beschäftigt, die weiterhin um sich schlug und auch schrie.

Lars überwand mit zwei Schritten die trennende Distanz. Die linke Hand hatte er frei, und deren fünf Finger krallten sich in die Federn des Tieres. Bevor er zustieß, riß er die Eule zurück, denn er wollte nicht Gefahr laufen, aus Versehen seine Frau zu treffen. Das Tier flatterte. Es stieß seltsame Laute aus. Eine Mischung zwischen

Krächzen und Heulen, war wild, ungezähmt und wollte sich aus dem harten Griff des Mannes befreien.

»Weg!« brüllte Lars Strindberg seine Frau noch einmal an, die nun endlich reagierte und aus dem Küchenbereich flüchtete. Lars stieß zu.

Er rammte die Klinge voller Wut in den Leib dieser Monstereule. Dabei hatte er die Hand schräg von unten nach oben gezogen, so daß die Klinge fast bis zum Heft verschwand. Dann erst ließ er sie los. Die Strige fiel zu Boden. Vor dem Herd blieb sie liegen, und der Mann hatte das Messer noch rasch aus ihrem Körper gezogen. Er starrte erst auf die Klinge. Seine Augen wurden groß, denn das Messer war noch ebenso blank wie zuvor.

Kein Blut befand sich daran! Demnach mußte die Horror-Eule blutleer sein.

»Nein, nein!« flüsterte der Maler. Er hätte im Boden versinken können, doch er mußte achtgeben, denn die Satans-Eule war noch längst nicht erledigt. Sie lag zwar am Boden, doch sie schlug weiterhin mit ihren Flügeln um sich, wobei sich einzelne Federn lösten und in der Luft trieben.

Der häßliche Eulenschädel starrte den Maler an. Diesmal waren die Augen leer, der Körper an der Vorderseite aufgerissen, dort war die Klinge wieder zum Vorschein gekommen, und das Grauen wurde noch größer, als sich die Eule wieder vom Boden erhob und erneut angriff. Dabei peitschten ihre Flügel. Sie war so schnell, daß Lars von einem Flügelschlag an der Wange getroffen wurde.

Er zuckte zurück und mußte mitansehen, wie die Eule erneut auf ihn zustieß.

Wieder riß er das Messer hoch und stach zu. Er hörte einen seltsamen Laut und merkte den Widerstand, bevor die Messerklinge am Schädel abglitt, denn ihn hatte er getroffen.

Dann hackte etwas durch seinen Pullover. Es waren die Zähne der

Strige. Zum Glück hatte der Maler seinen Arm genau in dem Augenblick zurückgezogen, so daß die beiden Spitzen nicht direkt sein Fleisch trafen, sondern seinen Arm nur streiften.

»Bestie!« brüllte der Maler. »Verdammt, willst du denn überhaupt nicht sterben?«

Die Strige interessierte sich für die Worte des Mannes nicht. Sie wollte weiterkämpfen und blieb am Mann. An seinem Arm hatte sie sich festgekrallt, die Flügel schlugen, der bleiche Totenschädel bewegte sich heftig auf und ab.

Es war der linke Arm, in der rechten Hand hielt Lars nach wie vor das Messer und stach damit auf die Eule ein.

Da flogen die Federn, da splitterte etwas im Schädel, doch töten konnte er das Tier nicht. Trotz seiner Panik wurde ihm klar, daß es sich bei diesem Tier um eines handelte, das unter dem Schutz des Teufels stand. Eine andere Erklärung fand er für das Phänomen nicht. Enna hatte sich wieder erholt. Sie sah dem verzweifelten Kampf ihres Mannes zu und wußte, daß sie etwas unternehmen mußte, sonst waren sie die Unterlegenen.

Aber was sollte sie tun?

Das Gewehr fiel ihr ein. Es war eine Jagdflinte, doch erst in den Keller zu laufen, um die Waffe hervorzuholen, diese Zeit stand ihr nicht zur Verfügung.

Die Küche hatte ein Fenster. Hier waren die Blendläden noch nicht vorgeklappt worden, deshalb mußte sie es riskieren. Kaum hatte sie sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, als sie ihn schon in die Tat umsetzte. Sie beugte sich vor, drehte den Griff und öffnete das Fenster. Durch das Loch strömte augenblicklich frische Luft in den Küchenbezirk und kühlte die erhitzten Gesichter der beiden Menschen. Dann warf sich Enna herum, sprang auf ihren Mann und das Tier zu, wobei sie sich selbst überwand, die Arme ausstreckte und ihre zehn Finger in den Rücken der Eule schlug.

Das Tier zuckte. Lars Strindberg schrie, aber die Eule wollte nicht loslassen. Sie hatte sich festgekrallt, und der Maler konnte es auch nicht riskieren, mit dem Messer auf das Tier einzustechen, aus Angst um seine Frau, die er hätte zu leicht treffen können.

Verzerrt war Ennas Gesicht. Sie gab nicht auf, hatte weiterhin sämtliche zehn Finger in das Gefieder gekrallt und war stärker als die Strige. Plötzlich löste sich der Druck, allerdings so überraschend, daß die Frau zurückflog, durch die Küche taumelte und mit dem Rücken gegen eine Kante stieß. Es war ein sehr harter Schlag. Tränen schossen in ihre Augen, wobei sie das Gefühl hatte, ihr Rücken würde nur mehr eine Säule aus Feuer sein.

Sie ächzte schwer, aber sie hielt die Eule fest, überwand ihren Schmerz, wankte auf das Fenster zu und schleuderte das Tier wuchtig nach draußen.

Erst jetzt faßte sich der Maler. Bevor die Frau reagieren konnte, schlug er das Fenster zu. Allerdings würde die Scheibe kein Hindernis für die Eule darstellen, doch um das halbe Haus herumzulaufen und die Rollos zu schließen, dazu blieb ihm nicht die Zeit. Er mußte sich auf sein Glück verlassen.

Dann hetzte er aus dem Küchentrakt. Enna schaute ihrem Mann nach. Sie wollte noch fragen, wo er hinrannte, doch sie bekam keinen einzigen Laut hervor.

Lars hatte ein Ziel. Er dachte noch an die offenstehende Haustür. Sie mußte er zurammen.

Wuchtig warf er sich dagegen. So laut wie ein Schuß knallte es, als die Haustür ins Schloß fiel.

Ruhe...

Trügerisch nur, und der Maler lehnte sich schweratmend mit dem Rücken gegen das Holz.

Halb offen stand sein Mund. Ebenso waren die Augen geweitet. Der Schweiß rann über sein Gesicht, und die Hände zitterten,

während sich in seinen Knien ein Puddinggefühl breitmachte, er den Kopf gesenkt hielt und ihn schüttelte.

Sein Pullover war an den Armen zerfetzt. Die Horror-Eule hatte mit ihren scharfen Zähnen nicht nur die Wolle zerrissen, sondern auch die Haut aufgehackt, so daß Blut aus den Wunden strömte und nasse Flecken gebildet hatte.

»Lars!« Der Maler hörte die zitternde Stimme seiner Frau und hob den Kopf.

Enna kam aus der Küche. Auch sie konnte sich kaum auf den Beinen halten. Über ihr Gesicht rannen Tränen. Sie hatte die rechte Hand ausgestreckt und hielt sich an der Flurwand fest, als sie mit zitternden Beinen über den Gang schlich.

Enna war mit den Nerven fertig.

Lars ging auf seine Frau zu. Er umschlang sie mit beiden Armen und preßte sie fest an sich. Automatisch strich er über ihr Haar. »Es wird alles wieder gut, Mädchen. Verdammt, es wird alles wieder gut. Glaub mir doch...«

Sie schluchzte. »Das möchte ich so gern glauben, aber es geht nicht. Ich... ich kann es nicht.«

»Und warum?«

»Weil wir gegen sie nicht ankommen. Die Eulen sind zu stark. Du hast es ja gesehen, sie werden immer kommen, sie gelangen ins Haus, daran gibt es nichts zu rütteln...«

»Ich hole mein Gewehr.«

Enna hob ihren Kopf und schaute über die Schulter des Mannes ins Leere. »Glaubst du daran, daß dies etwas nützen wird? Ich nicht, Lars. Wirklich nicht. Wir können nichts unternehmen. Die anderen sind schneller und stärker.«

»Nein, du mußt daran glauben.«

»Mama, Vati, warum seid ihr so laut?« Die Stimme der fünfjährigen Sonja erklang von der Treppe her. Als hätte ein

Blitzstrahl zwischen den Ehepartnern eingeschlagen, so fuhren sie auseinander. Plötzlich war ihre eigene Angst vergessen, jetzt ging es nur um das Kind. Sonja stand auf der Treppenmitte. Sie hatte einen Arm angewinkelt und rieb sich die Augen. In der rechten Hand hielt sie ihre Lieblingspuppe.

»Ihr wart so laut«, sagte sie mit weinerlicher Stimme. »Ich konnte nicht schlafen.«

Die Frau reagierte sofort. Sie eilte die Treppe hoch, umfaßte mit beiden Händen ihre kleine Tochter und preßte ihre Wange gegen die von Sonja.

»Mein kleiner Liebling«, flüsterte sie. »Entschuldige bitte. Aber es ist alles in Ordnung. Bitte, geh jetzt in dein Bett. Du mußt liegenbleiben.«

»Mein Kopf tut auch weh.«

»Da siehst du es.« Enna zwang sich ein Lächeln ab. »Deshalb mußt du auch ins Bett.«

»Bringst du mich hoch, Mami?«

»Klar, mein Liebling.«

Enna stieg die Treppe hoch und nahm ihre Tochter an die Hand. Gemeinsam verschwanden sie im Kinderzimmer.

Lars Strindberg hatte erst mitgehen wollen, sich es dann überlegt. In der Zwischenzeit konnte er in den Keller gehen und seine Waffe holen. Er passierte den Küchenkomplex und schaute auf das Fenster. Hinter der Scheibe war es dunkel. Keine Strige hockte außen auf der Fensterbank und schaute ins Haus.

Leider führte keine normale Treppe in den Keller. Sie hatten immer eine bauen wollen, es jedoch verschoben. Jetzt ärgerte sich der Maler. Er mußte hinter der Küche eine Holzklappe hochziehen. Darunter befand sich eine Leiter, die in den dunklen Keller führte. Es gab auch kein Licht dort, deshalb nahm der Mann eine Kerze mit, zündete den Docht an und schirmte die Flamme mit der Hand ab,

während er die Treppe hinabstieg.

Der Keller diente auch als Nahrungslager. Das brauchten sie, denn im Winter waren sie oft genug eingeschneit, so daß sie kaum die Haustür öffnen konnten, weil Schneemassen wie Wälle davorlagen. Der Maler mußte sich bücken, denn der Keller war nicht sehr hoch. Die Wände und Kammern bestanden aus granitgrauen, unbearbeiteten Steinen. Rechts und links gab es zahlreiche Verschlage. Dort lagerten Gemüse, Kartoffeln, auch Brennholz und Kohlen sowie eingekochtes Obst. Dieser Keller war auch im Sommer so kalt, daß die Familie keinen Kühlschrank benötigte.

Lars Strindberg hinterließ eine Spur, als er durch den Gang schritt. Von seiner Armwunde tropfte das Blut. Auf dem Boden blieb es in dicken, roten Flecken liegen.

An die Schmerzen und seine Verletzungen dachte der Mann nicht. Für ihn war wichtiger, sich jetzt aus der Gefahrenzone zu bringen und sich effektiv zu verteidigen. Das konnte er seiner Ansicht nach nur mit einem Gewehr.

Es stand dort, wo auch die Beile und Äxte lagen. Selbst im flackernden Kerzenschein sah der Maler den Rost, den die einmal blank gewesenen Klingen angesetzt hatten.

Er überlegte nicht lange, nahm zwei Beile auf und hängte sie in seinen Hosengürtel. Das Gewehr hielt er in der linken Hand. Es war wie immer geladen. Dann ging er den Weg vorsichtig wieder zurück. Von oben her fiel ein Schatten auf die Treppenstufen. Für einen Moment saß der Schreck tief, dann erkannte der Mann die menschlichen Umrisse. Seine Frau Enna wartete oben auf ihn.

»Alles klar?« fragte sie. Ihre Stimme zitterte noch immer.

»Ja. Und bei dir?«

»Auch. Sonja schläft.«

»Da bin ich froh.« Er nahm die letzten Stufen. Enna ließ die Klappe wieder zufallen.

Dann schaute sie auf die Beile im Gürtel ihres Mannes. »Was willst du damit?«

»Wenn die Strigen kommen, werde ich sie töten«, erwiderte er.

Enna nickte nur, obwohl sie einen anderen Vorschlag machte. »Wir müssen die Polizei anrufen. Sie sollen anrücken und die Umgebung durchsuchen.«

Für einen Moment wirkte Lars Strindberg so, als hätte er die Worte überhaupt nicht gehört. Dann drehte er den Kopf und nickte. »Ja, das wird wohl das beste sein.«

Er ging wie ein alter Mann zu dem kleinen Tischchen neben dem Sessel. Es bestand aus hellem Kieferholz wie fast alle Einrichtungsgegenstände innerhalb des Hauses. Er nahm den Hörer ab, holte noch einmal tief Luft und wählte.

Nach zwei Nummern zog er den Finger so hastig aus der Wählscheibe, als hätte er ihn sich verbrannt. Dabei wandte er sich um und wurde kalkweiß im Gesicht.

»Was ist los?« fragte seine Frau.

»Die Leitung«, flüsterte Lars Strindberg. »Sie... sie ist tot...«

Wir waren zwar von unseren Stühlen hochgekommen, doch um an den Schauplatz des Geschehens zu gelangen, bedurfte es einer regelrechten Pumptour. Pumptour deshalb, weil wir die Menschen zur Seite pumpen mußten, denn sie waren in eine regelrechte Panik geraten. Da kippten die ersten Tische, rutschten Gläser und Flaschen zu Boden, wo sie klirrend zerplatzten oder zerbrachen.

Mir sprang eine Frau in den Weg, deren Polster wie Gummikissen unter der Haut lagen. Bevor ich mich an ihr vorbeidrängeln konnte, hielt sie mich unklammert, als wäre ich ein Rettungsanker. Dabei hatte sie den Mund weit aufgerissen und schrie wie eine Sirene.

Hinter mir hörte ich Bills Stimme. Ihm schien es ähnlich zu ergehen, denn er fluchte und ich hörte ihn keuchen. »Laßt mich doch durch,

verdammt! Ich will durch. Seien Sie vernünftig...«

Ob die anderen vernünftig waren oder nicht, das bekam ich nicht mit, denn ich hatte genug mit mir selbst zu tun. Die massige Frau wirkte wie ein Sumo-Ringer, der keine Gnade mit seinem Gegner kennt. Da ich keine Gewalt gegen sie anwenden wollte, griff ich zum einfachsten Mittel der Welt. Ich drückte meine Finger in ihre dicken Speckfalten und begann damit, die Frau zu kitzeln.

Aus dem Schreien wurde ein Quieken, und trotz der ernsten Lage mußte ich lachen. Meine Aktion hatte Erfolg. Die Tante ließ mich tatsächlich los, ich konnte weiter.

Inzwischen hatte die Eule weiteren Schrecken verbreitet. Die Tanzfläche mußte es ihr angetan haben, denn sie flog sie mit flatternden Flügeln an. Sheila hatte wohl von allen Tänzern am schnellsten reagiert. Sie war an Eile gewöhnt, denn sie hatte bereits in zahlreichen, gefährlichen Situationen gesteckt. Als die Eule anflog und die ersten Menschen in wilder Panik davonrennen wollten, da blieb sie und versuchte, sich von ihrem Begleiter zu befreien, was gar nicht so einfach war, denn der Schmachtlackentyp spielte plötzlich Klette und klammerte sich an Sheila fest. Mit seinem Beschützerinstinkt schien es nicht weit her zu sein, er hatte schlichtweg Angst und stand der neuen Lage hilflos gegenüber.

»Lassen Sie mich los, verdammt!« schrie Sheila Conolly sehr undamenhaft.

Der Mann dachte überhaupt nicht daran. Sein Gesicht verzerrte sich noch mehr, die Augen sprangen aus den Höhlen, die zehn Finger wirkten wie kleine Klammern, als er sie in Sheilas Fleisch an den Schultern preßte.

Der Kerl ist verrückt, dachte Sheila. Sie schleuderte ihn herum, das war ihr Glück, denn die Strige hatte sich Sheila bereits als Opfer ausgesucht und wollte die Zähne in ihren freien Nacken hacken. So traf sie nicht die Frau, sondern den Schwarzhaarigen. Der zuckte

zusammen, ließ seine Tanzpartnerin hastig los, duckte und schüttelte sich, denn er spürte das Gewicht auf seiner Schulter und wollte den Vogel von sich schleudern. Dabei drehte er sich um seine eigene Achse, die Eule hielt eisern fest. Ihre Krallen hatten sich im Jakkettkragen verhakt, und die Zähne fanden noch einmal das Fleisch zwischen Kragen und Halsansatz.

Auf einmal sprudelte Blut aus den Wunden. Wie zwei kleine Fontänen wirkte es. Die Tropfen sprühten auf das blütenweiße Dinnerjackett des Mannes und hinterließen dort ein rotgepunktetes Muster. Sheila war wie auch die anderen zur Seite gesprungen. Nur hatte sie noch ein paar Tropfen mitbekommen, die jetzt auf ihrer linken bloßen Schulter klebten.

Sie schaute sekundenlang zu, wie sich die Eule bei dem Mann regelrecht festbiß und diesen zwang, immer im Kreis herumzulaufen. Er wirkte wie ein verrückter Clown, schlug mit den Armen um sich, ohne allerdings etwas zu erreichen. Die Eule hatte sich festgebissen und dachte nicht daran, ihr Opfer loszulassen, sie wollte einzig und allein ihr Blut.

Der Kapitän hatte es als erster geschafft, die Tanzfläche zu erreichen. Während Bill Conolly und ich uns noch durch die Massen kämpften, war er bereits am Mann und griff mutig ein. Er packte die Eule und riß sie vom Hals des Mannes weg. Der Schwarzhaarige fiel auf die Knie, jammerte und hielt seine Hände auf die Wunden am Nacken gepreßt. Der Kapitän dachte schon, gewonnen zu haben, als er die Eule festhielt, doch er hatte nicht mit deren Hinterlist gerechnet. Sie machte es wie eine Katze, wiegte den Mann sekundenlang in Sicherheit und setzte dann ihre gesamte Kraft ein, um sich mit zwei Flügelschlägen loszureißen. Der Kapitän war überrascht, daß er das Tier plötzlich nicht mehr zwischen seinen Fingern hielt. Er reagierte auch kaum, stand stumm da und sah mit an, wie sich die Eule herumwarf, ihre Flügel ausbreitete und dem

Schiffsführer ihren Kopf zeigte.

Bisher hatte der Mann von dem Tier noch nicht alles gesehen. Nun wurde er mit dem beinernen Schädel konfrontiert, und seine Augen weiteten sich entsetzt.

Das durfte doch nicht wahr sein!

Die Eule besaß einen Totenschädel, keinen Schnabel, dafür ein Maul, das, wenn es aufgeklappt war, zwei spitze Zähne präsentierte. Bevor der Kapitän diese Überraschung verdaut hatte und etwas unternehmen konnte, griff die Eule an.

Diesmal kam der Mann nicht weg. Sein Wutschrei erstickte, als ihm das große Tier ins Gesicht flatterte. Er merkte das Gewicht der Eule, die Wucht, mit der sein Kopf nach hinten geschleudert wurde, spürte die harten, scharfen Bisse, ruderte mit den Armen und kippte nach hinten, weil er sein Gleichgewicht nicht mehr halten konnte. Schwer schlug der Mann auf.

Das genau war der Augenblick, in dem ich die Tanzfläche erreichte und es endlich geschafft hatte, mich aus dem verdammten Gewühl zu befreien.

Einen Knopf hatte ich dabei verloren, und zwei spitze Fingernägel hatten auf dem Handrücken die Haut aufgerissen. Längst war mir klar geworden, daß wir es bei diesen Eulen nicht mit normalen Tieren zu tun hatten. Das waren Wesen, wie es sie sonst auf der Erde nicht gab, sie mußten einer Schwarzen Magie entsprungen sein und waren Geschöpfe der Hölle. Satans-Eulen!

Der Kapitän versuchte alles. Er traf den auf seinem Gesicht hockenden Vogel auch mit Faustschlägen, doch er schaffte es nicht, sich von der Eule zu befreien.

Das mußte ich machen.

Wie der Kapitän zuvor bei dem Schwarzgelockten, so riß ich jetzt bei ihm die Eule vom Gesicht weg. Mein Griff war eisern, mit dem ich das Tier für einen Moment festhielt und dann etwas tat, was die

anderen vielleicht versäumt hatten.

Ich schmetterte sie mit aller mir zur Verfügung stehenden Kraft zu Boden.

Man hatte die Tanzfläche mit Parkett ausgelegt, und auf sie knallte das Tier.

Es war ein Geräusch, als würden Knochen brechen, das schien nur so, weil die Eule mit ihrem Skelettschädel zuerst auf den Boden geprallt war. Erledigt war sie nicht, und sie hatte jetzt einen neuen Gegner, den sie attackieren konnte.

Ich warf einen schnellen Blick nach links auf den Kapitän. Dem Mann ging es schlecht. Er kniete am Boden, hatte seine Hände vor das Gesicht geschlagen, und zwischen seinen Fingern schimmerte es rot. Blut, das aus den Wunden im Gesicht rann.

Als die Eule sich wieder gefangen hatte, da war auch ich soweit. Zwar trug ich meine Beretta nicht bei mir - die Waffen, nebst Einsatzkoffer lagen in der Kabine -, aber ich hatte es nicht versäumt, mein Kreuz mitzunehmen. Wie immer hing es an der geweihten Silberkette um meinem Hals. Da ich eine Fliege trug und das Hemd zudem geschlossen war, hatte ich Mühe, das silberne Kruzifix hervorzuholen. Mit Geduld erreicht ich nichts, nur mit Gewalt, deshalb riß ich mir die Fliege auch einfach vom Hals und schleuderte sie weg.

Jetzt hatte ich das Kreuz.

Auch die Eule hockte nicht mehr am Boden. Sie hatte ihre Flügel ausgebreitet, bewegte sich und flatterte hoch. Dann zielte sie auf mich. Es war wirklich gefährlich, sie stieß vor, und ich rammte meinen rechten Arm von unten nach oben. Da der Vogel seine Größe besaß, konnte ich ihn überhaupt nicht verfehlen.

Kreuz und Körper trafen zusammen. Ich spürte noch seine Krallen an meinem rechten Handrücken, dann wuchtete meine Faust mit dem Kreuz in das weiche Gefieder am Unterleib der Eule. Nie hätte ich

gedacht, daß Tiere so schreien können. Es hörte sich fast an wie bei einem Menschen, dazu flatterte die Eule noch hoch und versuchte zu fliehen, wobei wohl jeder sah, daß sie längst erledigt war und es nicht mehr schaffen konnte, denn ihr Unterleib befand sich bereits im Stadium der Auflösung.

Dort rieselten die Reste des Gefieders zu Boden. Nicht nur das. Auch Knochen fielen, und ich sprang hinter dem Tier her. Am Rand der Tanzfläche erwischte ich es zum zweitenmal. Der Hieb traf voll. Die Eule kippte in der Luft, überschlug sich dabei und klatschte schwer auf das glatte Parkett.

Dort blieb sie liegen und verging.

Die wenigsten Gäste waren geflohen. Die meisten umstanden die Tanzfläche und schauten zu, was mit diesem Tier geschah, das sich in einer letzten Kraftanstrengung auf den Rücken wälzte und den Zuschauern seinen beinernen Totenschädel präsentierte. Wir alle sahen das aufgeklappte Maul, die spitzen Zähne, die mich an die Beißer von Vampiren erinnerten, wobei ich zu der Überzeugung kam, daß es sich bei den Eulen um eine Abart dieser gefährlichen Blutsauger handelte. Alles deutete darauf hin. Sie tranken das Blut, griffen Menschen an und waren nur durch Weiße Magie zu besiegen, wie mein Kreuz eben gezeigt hatte.

Ich hielt es weiterhin in der Hand, auch als Bill und Sheila Conolly neben mir erschienen. Um den Kapitän und Sheilas Tänzer kümmerten sich bereits zwei als Sanitäter ausgebildete Männer von der Besatzung. Die Eule war erledigt. Wir konnten zusehen, wie sie sich immer mehr auflöste. Auch ihr makabrer Schädel verging, das Gefieder war längst grau geworden, die schwarzen, manchmal auch braun schimmernden Federn fielen zusammen, und von ihnen blieb nur Staub zurück, der sich deutlich von dem hellen Parkettboden abhob.

Reste eines Vogelmonsters...

»Verstehst du das?« fragte mich Bill, während er mit einer Hand seine Frau Sheila streichelte.

»Noch nicht.«

»Wir bleiben also dran?«

Ich lächelte knapp. »Und wie, mein Lieber. Nur scheint es mir so, als wäre es mir nicht vergönnt, einmal mehr als drei Tage Urlaub zu machen. Wir hängen mal wieder voll drin. Verdammt, damit hatte ich nicht gerechnet.« Ich machte kehrt und ließ die Conollys stehen. Was ich jetzt brauchte, holte ich mir von dort, wo die Reste des kalten Buffets standen. Mehrere Sektgläser waren bis dicht unter den Rand gefüllt, eines schnappte ich mir und leerte es.

Das tat gut.

Dann drehte ich mich wieder um. Als Held fühlte ich mich wirklich nicht, obwohl mich die um die Tanzfläche herumstehenden Passagiere so anschauten, als wäre ich einer. Ich hörte die Gespräche der Menschen. Flüsternd nur wagten sie über die jüngsten Ereignisse zu reden. Den Gesprächen und Gesichtern der Leute war anzusehen, sowie anzuhören, daß sie keine Ahnung hatten, worum es eigentlich ging. Sie wußten einfach keine Erklärung.

Die konnte ich ihnen auch nicht liefern.

Sheila und Bill standen weiterhin zusammen. Ich nickte ihnen zu und wandte mich an Sheila. »Wie geht es dir?«

Sie versuchte zu lächeln, obwohl ihr sicherlich nicht danach war, was ich verstehen konnte, denn auch sie hatte sich auf die Reise gefreut und war verdammt unangenehm überrascht worden. Ihre Worte bestätigten auch meine Annahme.

»Man darf wirklich nicht mit dir reisen, John Sinclair«, sagte sie. »Du ziehst das Unheil an wie das Licht die Motten.«

Ich hob die Schultern. »Sorry, Mädchen, aber das habe ich nicht gewollt. Auch ich freute mich auf den Urlaub, doch die Hölle scheint da immer einen Riegel vorschieben zu wollen. Tut mir wirklich leid,

Sheila.«

»Vergiß es.«

Bill knetete seine Hände. In seinen Augen lag ein Ausdruck, den ich bei ihm aus den Jahren kannte, in denen wir gemeinsam gekämpft hatten. Er wollte auf jeden Fall weitermachen, das sagte mir jede Faser seines Blicks.

»Dann werden wir uns mal um die Eule ein wenig genauer kümmern«, sagte ich und bestätigte mit dem wir, daß ich gewillt war, Bill Conolly mit einzuspannen.

Sheila sagte nichts. Sie sah es nicht gern, wenn sie ihren Mann »verlor«. Sie hatte Angst um ihn, was ich auch einsah, doch manchmal blieb Bill gar nichts anderes übrig, als in den sauren Apfel zu beißen. Wie bei dem Fall mit den 100 Köpfen, der noch gar nicht lange zurücklag.[\[2\]](#)

»Laßt mich durch, laßt mich durch!« Schrill klang die Frauenstimme, die wir drei kannten.

Ich drehte mich um und sah Martina Carlsson. Sie schob sich durch die Menge und hatte sich uns als Ziel ausgesucht. Die Angst konnten wir von ihren Augen und ihrem Gesicht ablesen. Sie holte ein paarmal tief Luft, während ihre Hände zitterten. »Ich habe Ihnen doch gesagt, daß diese Tiere Totenschädel haben. Sie wollten mir ja nicht glauben, Mr. Sinclair.«

»Sie sprechen von Tieren«, griff ich den Faden auf, »haben Sie mehrere gesehen?«

»Nein, das nicht. Ich... ich...«

»Schon gut, ich glaube Ihnen.«

Sie lachte schrill. »Es bleibt Ihnen wohl nichts anderes übrig, Mister.«

»Natürlich, wenn Sie uns jetzt allein lassen wollen, Mrs. Carlsson.«

»Ich wollte Ihnen nur einen Rat geben.«

Was sie weiter sagte, hörte ich nicht mehr, denn ich mußte mich um den verletzten Kapitän und um Sheilas Tänzer kümmern. Hoffentlich waren ihre Wunden nicht zu schwerwiegend.

Bei einem Offizier fragte ich mich nach der Krankenstation durch. Anstandslos erklärte man mir den Weg. Bill blieb bei Sheila zurück. Wir gingen ein Deck tiefer, denn der Erste Offizier blieb an meiner Seite. Er erkundigte sich auch, ob ich eine Erklärung für das Phänomen hatte, da mußte ich leider passen, denn im Augenblick wußte ich nur soviel, daß die Eulen schwarzmagischen Ursprungs waren.

Die Krankenstation war so modern eingerichtet, daß manche Klinik neidisch werden konnte. Wir klopfen und betraten den Raum. Ein Arzt kümmerte sich um die Verletzten. Sheilas Tänzer lag auf einem Bett und wimmerte. Sein Nacken war verbunden. Der Arzt wollte mich rausschicken, doch der Kapitän sprach dagegen.

»Was ist mit ihm?« fragte ich und deutete auf den Schwarzhaarigen.

»Die Wunden waren so tief, daß ich sie nähen mußte«, erklärte mir der Mediziner.

»Hat er Blut verloren?«

»Ja, aber nicht sehr viel.«

»Und Sie, Kapitän?«

Der Mann grinste mich an. »So ein paar Bisse werfen einen alten Seebär nicht um«, erklärte er, wobei sich sein verpflastertes Gesicht zu einem Grinsen verzog. »Ich habe Glück gehabt, Sie waren schneller, Mister, und dafür möchte ich mich bei Ihnen bedanken.«

»Schon gut.«

»Sagen Sie mir nur eins. Wie haben Sie es eigentlich geschafft, die Eule zu besiegen?«

»Mit einem Kreuz.«

Nach dieser Antwort war es still. Der Arzt, der Kapitän und der Erste Offizier schauten mich an. »Wie ist das möglich?« fragte der

Mediziner.

»Magie.«

»Übertreiben Sie da nicht ein wenig?«

»Nein, Doktor. Diese Eulen sind ebenfalls schwarzmagischen Ursprungs.«

»Da Sie das Tier besiegt haben, muß ich Ihnen wohl glauben.«

»Das können Sie auch.«

»Aber welch einen Sinn hat das alles?« fragte der Erste Offizier mich.

»Eine genaue Antwort kann ich Ihnen auch nicht geben, doch wir müssen davon ausgehen, daß sich die Eule oder die Eulen vom Blut der Menschen ernähren.«

»Wie Vampire.« Die Bemerkung des Kapitäns drang spontan über seine Lippen.

»Genau«, bestätigte ich nickend.

»Aber Vampire gibt es nicht«, sagte der Arzt. Dabei funkelte er mich an.

»Ich kann Ihnen das Gegenteil nur durch das Auftreten der Eulen beweisen«, antwortete ich. »Aber seien Sie gewiß, Doktor, Vampire existieren. Und nicht nur diese Eulen, auch Wesen, die Sie vielleicht aus der Literatur oder den entsprechenden Filmen kennen. So schlimm und ungewöhnlich sich dies auch anhört.«

»Das kann ich nicht glauben.«

»Dies bleibt Ihnen überlassen.«

Kapitän Linkart hob beide Arme. Eine bezeichnende Geste der Ratlosigkeit. »Sollen wir die Fahrt abbrechen?« fragte er mich.

»Das ist natürlich schwer zu beantworten, aber wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich erst abwarten.«

»Wie Sie meinen.« Er stand auf. »Haben Sie inzwischen einen Plan entwickelt?«

Er bekam eine ehrliche Antwort von mir. »Nein, Käpt'n, dazu ist es

noch zu früh.«

»Was wollen Sie denn?«

»Ich muß feststellen, ob der Vogel der einzige war und ob nicht noch mehr von diesen Biestern herumfliegen.«

»Malen Sie den Teufel nicht an die Wand«, erwiderte Linkart.

»Auf jeden Fall müssen wir mit dem Schlimmsten rechnen.« Da hatte ich nicht einmal übertrieben, denn ich unterschätzte die Gefährlichkeit dieser Tiere keineswegs. Bereits das Auftauchen der einen Eule hatte eine Panik bewirkt, wie schlimm konnte es werden, wenn Hunderte dieser Tiere erschienen. Als ich daran dachte, rann eine Gänsehaut über meinen Körper.

Der Schiffsarzt hatte etwas bemerkt und fragte mich. »Ist Ihnen nicht gut?«

»Alles klar. Ich dachte nur gerade an vorbeugende Maßnahmen«, log ich.

»Das interessiert mich«, meldete sich der Kapitän.

»Ich möchte Sie bitten, dafür zu sorgen, daß niemand der Passagiere noch das Deck betritt.«

Für einen langen Augenblick schauten wir uns in die Augen. »Dann rechnen Sie mit weiteren Eulen?«

»Man kann es zumindest nicht ausschließen.«

Nach dieser Antwort herrschte zunächst ein betretenes Schweigen zwischen uns. Der Erste Offizier sagte schließlich. »Mr. Sinclair hat recht. Wir sollten wirklich aufpassen.«

»Ich nehme das in die Hände«, sagte der Kapitän und erhob sich von seinem Bett. »Schaffen Sie es auch?«

Linkart schaute mich an. »Mr. Sinclair, ich bin kein Baby. Zudem hat es mich nicht so schwer erwischt wie Signore Raffini.« Damit meinte er den Schwarzhaarigen, der nach wie vor auf einer Liege lag und von unserem Gespräch kaum etwas mitbekommen hatte.

»Dann ist es gut.« Ich nickte den Männern noch einmal zu und

verließ die Krankenstation.

Zusammenarbeiten wollte ich mit Bill Conolly. Wir beide mußten die Nerven bewahren. Auf dem Weg zum Festsaal dachte ich natürlich an die Eule und stellte auch Vergleiche zu den mir hinlänglich bekannten Vampiren an.

Menschen, die von einem Vampir angefallen und gebissen wurden, verwandelten sich ebenfalls in gefährliche Blutsauger, um andere Menschen anzufallen. Die Eule hatte auch um sich gebissen. Wenn sie im übertragenen Sinne einen Vampirkeim in sich trug, lag es dann nicht im Bereich des Möglichen, daß auch die Menschen, die von ihr gebissen worden waren, ebenfalls zu Monstereulen wurden?

Ich bekam Magendrücken, als ich daran dachte, und ich hoffte inständig, daß ich mich irrte.

Bill Conolly fand ich zusammen mit Sheila an der Tanzfläche. »Endlich!« rief der Reporter, als er mich sah. Er lief mir entgegen. »Was ist mit den Leuten?«

»Sie sind nur verletzt.«

»Gut, und jetzt?«

»Holen wir uns erst einmal die Waffen.«

Damit war der Reporter natürlich einverstanden. Mein Einsatzkoffer befand sich in der Kabine. Sheila begleitete uns. Die Conollys wohnten direkt nebenan.

Bill ging zuerst mit Sheila los, um nach dem kleinen Johnny zu schauen, während ich meinen Einsatzkoffer unter dem Bett hervorholte. Die Kabinen waren wirklich luxuriös eingerichtet. In einem Extraraum befanden sich die Toilette und die Dusche.

Als ich den Kofferdeckel hochhob, da knarrte es im Lautsprecher an der Decke. Zwei Sekunden später vernahm ich die Stimme des Kapitäns. Ich wußte, daß sie jetzt überall auf dem Schiff zu vernehmen war. Der Mann bat darum, daß keiner der Passagiere das Deck betrat. Die Zugänge sollten später verschlossen werden.

Es war eine gute Lösung, wie ich fand und drehte mich um, als Bill hereinkam.

»Was macht Johnny?«

Der Reporter lächelte. »Bei ihm ist alles klar. Er fühlt sich wieder besser.«

»Sheila soll bei ihm bleiben.«

»Das habe ich ihr auch gesagt.«

Ich gab Bill eine geladene Beretta. Zudem bekam er noch meinen geweihten Dolch. Wehrlos war er nicht, trotzdem wirkte er blaß.

»Angst?« fragte ich.

»So ähnlich«, gab Bill zu. »Wenn ich mir vorstelle, was alles passieren kann und daß Sheila als auch Johnny...«

»Hör auf! Wir gehen jetzt erst einmal an Deck und schauen uns dort ein wenig um.« Noch einmal griff ich in den Koffer und warf Bill zwei Ersatzmagazine zu.

»Du rechnest mit einem Großangriff, wie?«

»Ich schließe ihn zumindest nicht aus«, gab ich zurück und drückte den Kofferdeckel zu.

Dann verließen wir die Kabine. Auf dem Gang standen die Passagiere. Sie unterhielten sich aufgereggt, denn die Warnung des Kapitäns war bei ihnen nicht auf taube Ohren gestoßen. Wir wurden mit Fragen bestürmt, konnten jedoch keine Antwort geben.

»Denk mal ein paar Jahre zurück«, sagte Bill. »Da haben wir auch zusammen eine Schiffsreise unternommen und sind auf den Blutgraf gestoßen.«

Und ob ich mich daran erinnerte. Damals war es ebenfalls sehr knapp gewesen.[\[3\]](#)

Man wollte uns nicht an Deck lassen. Breitschultrige Matrosen wiesen uns ab. Erst als sie sich über Bordtelefon mit Kapitän Linkart in Verbindung setzten, bekamen wir freien Zugang.

Noch immer war das Schiff festlich beleuchtet. Auf der Brücke sah

ich mehrere Gestalten hinter den Scheiben. Sie war jetzt voll besetzt, eine gute Maßnahme, wie ich fand.

Nebeneinander schritten wir her. Etwas windiger war es geworden, und Wellen klatschten gegen die Bordwand, wo sie gebrochen wurden und als Schaumstreifen hochspritzten.

Wir gingen zur Backbordseite und schauten über die Reling. Die dunkle Wasserfläche lag unter uns, und darüber, von der Brücke aus nicht zu sehen und praktisch im toten Winkel liegend, sahen wir die sich rasch bewegenden Schatten. Schatten mit hellen Köpfen.

Satans-Eulen!

Enna Strindberg wurde kalkweiß. Sie schaute ihren ebenfalls entsetzten Mann an, der mit einer zeitlupenhaften Bewegung den Hörer auf die Gabel fallen ließ.

»Was hast du gesagt, Lars?«

»Die Leitung ist tot.«

Der Mann und die Frau starrten sich an. In beiden Augen stand der gleiche Schrecken, und beide wußten, daß eine Chance und Hoffnung vertan war.

Enna begann zu weinen. Sie schlug die Hände vor ihr Gesicht, ging zurück und schluchzte. Schwer ließ sie sich in einen Sessel fallen.

Ihr Mann starrte ins Leere. Seine Lippen verzogen sich, die Wangen zuckten, er machte den Eindruck eines gebrochenen Menschen, der alles verloren hatte.

Das Telefon war ihre Hoffnung gewesen. Aber wer hatte die Leitung gekappt?

Für ihn kamen da nur die verdammten Horror-Vögel in Frage. Die Strigen wollten nicht aufgeben. Sie wollen die Familie, wollten ihr Blut und hatten sie eingekesselt.

Enna ließ die Hände sinken. »Was sollen wir tun, Lars?«

»Ich weiß es nicht«, gab der Mann flüsternd zurück. »Ich weiß es

wirklich nicht...«

»Aber wir müssen uns etwas einfallen lassen.«

»Sicher.« Lars schaute auf sein Gewehr. Er hatte es so gehalten, daß er in die Mündung blicken konnte, als würde er aus diesem dunklen Loch die Lösung erfahren.

Es war still geworden. Unabhängig voneinander lauschten beide, ob draußen irgendwelche Geräusche zu hören waren. Ein heftiges Flattern der Flügel, oder das harte Hacken spitzer Zähne gegen die verschlossenen Blendläden.

Sie hatten die gleichen Gedanken, doch niemand von ihnen wagte, sie auszusprechen.

Bis sich Enna schließlich ein Herz faßte. »Ich habe schreckliche Angst, Lars«, flüsterte sie. »Ich glaube nicht mehr, daß wir von hier wegkommen. Da draußen, Lars, da lauert etwas. Ich fühle es. Die wollen was von uns, die werden uns umbringen.«

»Nun warte ab«, erwiderte der Maler mit rauher Stimme. Er ging auf seine Frau zu. Das Gewehr hielt er dabei fest wie einen letzten Hoffnungsbalken. Auf der Sessellehne ließ er sich nieder und streichelte Enna über das Haar. Sie lehnte ihren Kopf an seine Hüfte und weinte leise.

So vergingen Minuten, während sich draußen das Grauen in Form der Strigen wie eine Schlinge langsam zusammenzog. Davon merkten die beiden Menschen nichts.

Plötzlich zuckte Lars Strindberg zusammen. Auch seine Frau schreckte auf und schaute ihren Mann an.

»Was hast du? Sind sie da?« Ihre Stimme zitterte.

Lars lächelte. »Nein, nein, mir ist nur soeben etwas eingefallen.«

»Und?«

»Unser Wagen, Enna. Das ist die Chance, die einzige, die wir haben. Der Volvo steht in der Garage. Wenn wir ihn erreichen, können wir flüchten.«

Im ersten Augenblick wußte Enna nicht, was sie dazu sagen sollte. Sie hatte zwar verstanden, aber sie konnte den Vorschlag noch nicht so recht umsetzen, deshalb drängte Lars und umfaßte dabei ihre Schultern.

»Wir müssen raus, Enna.«

»Und das Kind?«

Lars nickte. »Wir nehmen Sonja natürlich mit. Was dachtest du denn?«

»So meinte ich das nicht, Lars. Hoffentlich hält Sonja durch. Die Eulen sind gefährlich, sie nehmen auch keine Rücksicht auf Kinder, das hast du gesehen.«

Lars schüttelte den Kopf. »Wenn wir erst einmal im Wagen sitzen, dann fahren wir den verdammten Vögeln davon, darauf kannst du dich verlassen.«

»Ich weiß nicht so recht...«

»Komm, wir schaffen es.« Lars Strindberg zog seine Frau hoch. »Zudem müssen wir uns beeilen, noch lassen sie uns in Ruhe. Wer weiß, wie es ist, wenn sie erst einmal zu einem konzentrierten Angriff starten. Dann haben wir keine Chance.«

Die letzten Sätze hatten auch die Frau überzeugt. Sie stand auf, und Lars schickte sie hoch zu ihrer gemeinsamen Tochter. Er selbst wartete zwischen Küche und Ausgang. So hatte er einen besseren Überblick. Der Maler hörte, wie oben eine Tür schlug. Enna mußte Sonja erst noch anziehen, es würde einige Minuten dauern, und Lars Strindberg dachte mit Schrecken an die lange Flucht.

Nie hätte er so etwas für möglich gehalten. Sie mußten aus ihrem eigenen Haus fliehen, das sie sich in mühevoller Arbeit erbaut hatten. Es war zu ihrer zweiten Heimat geworden, ein herrliches Fleckchen Erde, von dem sie jetzt vertrieben wurden.

Durch Vögel, Horror-Eulen, gefährliche Mutationen und Ausgeburten der Hölle.

Der Mann schaute auf sein Gewehr. Er hatte noch keinen Schuß abgegeben, doch sein anfänglicher Optimismus war verflogen. Auf die Waffe konnte er sich im Normalfall zwar verlassen, aber nicht, wenn es darum ging, gegen Geschöpfe der Hölle anzutreten. Da würde sie zwar nicht versagen, aber die Eule hatte Messerstichen widerstanden. Bestimmt richtete eine Kugel bei ihr auch nichts an. Die Zeit verging ihm viel zu schnell. Enna und die kleine Tochter kamen und kamen nicht. Er ging an die Treppe und warf einen Blick in die Höhe. Zwar vernahm Lars Geräusche aus dem Kinderzimmer, doch von den beiden war nichts zu sehen.

Jede Sekunde zählte. Mit jedem Herzschlag wuchs die Spannung. Da draußen konnten sich immer mehr von diesen verdammten Viechern zusammenziehen, und dann kamen sie überhaupt nicht weg. Als er die Tür oben hörte, atmete er auf und rief gleichzeitig die Treppe hoch: »Verdammt noch mal, beeilt euch!«

»Ja, ja.«

»Willst du unsere Chancen noch verspielen?«

Enna gab keine Antwort. Ihre Schritte klangen hallend. Dann erschien sie im Flur. Sonja führte sie an der Hand. Die Kleine machte einen verschlafenen Eindruck. Sie rieb sich die Augen, hatte sich eng gegen ihre Mutter gepreßt und schien den Vorgang noch gar nicht richtig zu begreifen. Fast wäre sie die Treppe hinunter gestolpert, weil sie kaum ihre Augen aufbekam.

Der Maler stand bereits an der Tür und schaute den beiden entgegen. Sie waren alle drei verletzt, das sah man ihnen an, Pflaster und Verbände waren äußere Zeichen, aber die drei dachten nicht daran, aufzugeben.

Zumindest Lars wollte kämpfen. Diese Flucht hier war nur eine rein taktische Maßnahme. Sie würden zurückkehren, das stand für ihn fest, und mit der Brut aufräumen.

»Bleibt ihr hier!« zischte er, wobei er mit der Hand wedelte und

sein Vorhaben damit unterstrich. »Ich schaue mich erst einmal draußen um.«

Behutsam zog er die Tür auf.

Enna und Sonja standen hinter ihm. Die Mutter hielt ihr Kind fest an sich gepreßt. Sonja schien zu spüren, daß sie jetzt nichts sagen durfte, sie hielt brav den Mund.

Der Maler hatte die Haustür so weit aufgezogen, daß er durch den Spalt nach draußen peilen konnte. Er hatte nicht gewagt, die von außen über der Tür hängende Lampe anzuzünden, so mußte er in die Dunkelheit schauen.

Wenn sich die Strigen draußen aufhielten, dann hatten sie sich gut versteckt, zu sehen jedenfalls war von ihnen überhaupt nichts. Dieser erste Eindruck ließ den Hoffnungsfunken zu einer kleinen Flamme werden, und Lars Strindberg traute sich weiter vor. Er peilte jetzt nicht nur durch die Tür, sondern streckte auch seinen Kopf so weit vor, daß er nach rechts und links schauen konnte.

Dunkelheit, Stille. Keine hastigen Bewegungen irgendwelcher Tiere, und er sah auch nicht das bleiche Schimmern der beinernen Totenkopfschädel.

»Wo fahren wir denn hin, Mami?« vernahm er hinter sich die Stimme seiner Tochter.

»Bitte, sei still, Liebes!« flüsterte die Frau, bevor ihr Mann noch nervös werden konnte.

»Sind da wieder die Tiere?« Sonja ließ nicht locker.

»Bestimmt nicht«, schwächte die Mutter ab.

Lars zog sich wieder zurück, nickte und flüsterte: »Wir können es jetzt wagen.« Er holte noch einmal tief Luft. »Aber seid vorsichtig und gebt genau acht.«

»Ja.«

Lars schlich als erster. Er bewegte sich nur auf den Zehenspitzen und war selbst ein Vorbild. Dabei schaute er nach links und rechts,

sein Kopf befand sich dauernd in Bewegung. Er wollte sofort sehen, ob sich irgend jemand in der Nähe aufhielt. Sein Gewehr lag schußbereit in den Händen. Die Mündung wies nach vorn, und er bewegte sie so, daß sie in einem Halbkreis schwenkte.

Es war ein klarer Tag. Über ihm, am weiten Himmel, blitzten die Sterne wie vergessene Diamanten. Keine Wolken trübten die Sicht nach oben. Duster hoben sich die hohen Bäume von der Erde ab. Sie bildeten Schatten, die jetzt auf ihn einen furchteinflößenden Eindruck machten, weil die Lage so gespannt war.

Bis zur Garage war es nur ein kurzer Weg. Er hatte sie selbst gebaut, und sie stand zwischen zwei hohen Eichen, die rechts und links einen Schutz bildeten.

Von ihr führte auch ein schmaler Pfad zum Hauptweg. Im Normalfall ein Katzensprung, doch in diesen schrecklichen Augenblicken wurde dem Maler die kurze Distanz zu einer regelrechten Marterstrecke. Er kam sich vor wie beim Spießbrutenlaufen zwischen unsichtbaren Gegnern. Dabei rechnete er damit, daß die anderen irgendwo lauern würden, denn wie er die Strigen einschätzte, gaben sie nicht so leicht auf. Die würden eiskalt zuschlagen.

Als er drei Schritte gegangen war, blieb er stehen, drehte sich um und winkte.

Enna und Sonja verstanden. Sie kamen vorsichtig nach und blieben neben dem Maler stehen. Der hatte seine rechte Hand in der Hosentasche versenkt und holte den Garagenschlüssel hervor. »Ich schließe erst auf«, wisperte er, »und gebe euch ein Zeichen.«

Enna nickte. Sie hatte ihre Hand fest um den Arm der kleinen Sonja gelegt. Während sich der Mann der Garage näherte, schaute sie sich um. Auch sie spürte die andere Atmosphäre, die sich zwischen den Bäumen und um den Wald herum eingenistet hatte. Da war alles anders als sonst. Angst hatten sie eigentlich nie gekannt, doch jetzt

war sie mit der Wucht eines Vorschlaghammers über sie gekommen, und sie zitterte am gesamten Leib.

Innerlich bebte sie. Ihr Blut war längst in Wallung geraten, es rauschte in den Ohren. Zum Glück verhielt sich die Kleine ruhig. Sie stellte keine Fragen und jammerte auch nicht trotz ihrer Verletzungen. Sonja schien zu merken, daß es um viel ging.

Lars Strindberg verschmolz mit der Dunkelheit. Als er das Garagentor erreichte, war von ihm kaum etwas zu sehen. Vielleicht ein Schatten, der kleiner wurde, als Lars sich bückte und den Schlüssel in das schmale Schloß führte.

Einmal drehte er, faßte den Griff, drehte ihn ebenfalls und kippte das Tor hoch.

Gut geölt lief es in den Schienen nach oben, obwohl es sehr schwer war, denn es verschloß eine Doppelgarage.

Lars zögerte noch, das Licht einzuschalten. Statt dessen drehte er sich um und winkte den beiden.

Enna und Sonja reagierten sofort. Sie überwandten die trennende Distanz sehr rasch und blieben neben dem Mann stehen. Fragend schaute Enna ihren Lars an.

»Ich werde Licht machen, mich in den Wagen setzen und ihn aus der Garage fahren. Du löschst das Licht und steigst dann mit der Kleinen ein. Alles klar?«

»Ja.«

»Dann hier.« Lars übergab seiner Frau das Gewehr. Enna hatte zwar erst einmal in ihrem Leben geschossen, doch sie war fest entschlossen, ihres und das Leben ihrer Tochter so lange wie möglich zu verteidigen. Sie sah, wie ihr Mann den rechten Arm hob, um an den Lichtschalter zu gelangen. Einen Atemzug später kippte er ihn um.

Die Birne unter der Garagendecke flackerte kurz und wurde hell. Ihr kaltes Licht fiel auf den Volvo-Kombi, aber auch auf die

zahlreichen Strigen, die gut verteilt auf dem Wagen hockten...

Ich war für einen Moment sprachlos. Meine schlimmsten Befürchtungen, an die ich nicht so recht hatte glauben wollen, bewahrheiteten sich nun. Nicht nur eine Eule war vorhanden, es gab davon mehrere. Sie waren zudem so zahlreich, daß ich sie auf die Schnelle kaum zählen konnte, und ich zuckte regelrecht zurück.

Auch Bill hatte sie gesehen. Der Reporter dachte ähnlich wie ich, das sah ich seinem Gesicht an.

»Verdammt, John«, flüsterte er. »Das kann ins Auge gehen.«

Da hatte mein Freund ein wahres Wort ausgesprochen. Für einen Augenblick erschien ein huschender Schatten in Höhe der Reling. Bevor wir reagieren konnten, war er vorbei.

»Die bereiten eine Invasion vor«, murmelte ich und wischte mir den kalten Schweiß von der Stirn, denn ich hatte in den letzten Sekunden Angst bekommen. Weniger um mich, als um die rund 200 Menschen, die sich auf dem Schiff befanden. Wir hatten miterlebt, welch eine Panik schon eine Eule anrichten konnte. In Nähe der Bordwand hielten sich mindestens ein Dutzend dieser schrecklichen Tiere auf.

»Wir werden vorerst nichts tun«, sagte ich. »Auch nicht schießen, es würde die Menschen nur nervös machen.«

»Aber den Kapitän müssen wir einweihen.«

Da gab ich Bill Conolly recht.

»Dann laß uns zur Brücke gehen.«

Der Weg war mir bekannt. Ich hoffte, daß sich die Strigen noch eine Weile außerhalb des Schiffes aufhalten würden, so daß wir uns etwas vorbereiten konnten.

Wir schritten über das menschenleere Deck. Es wirkte in der Tat wie ausgestorben. Zur Brücke führten weiß gestrichene und mit Noppen versehene Eisenstufen hoch.

Wir gingen dabei dicht an einer Girlande vorbei, deren Glühbirnen unseren Gesichtern einen farbigen Anstrich gaben. Ohne anzuklopfen, zog ich die Tür der Brücke auf.

Volle Besetzung. Der Kapitän drehte sich um, als er merkte, daß er Besuch bekommen hatte.

Langsam nahm er sein Glas von den Augen und ließ es sinken.

»Sie?« fragte er und rang sich ein Lächeln ab. »Unsere Befürchtungen scheinen sich nicht zu erfüllen. Die Luft ist...« Er sprach nicht mehr weiter, denn er hatte mein ernstes Gesicht gesehen und fragte statt dessen: »Ist was?«

»Ja, Herr Kapitän. Die Eule war nicht die einzige, die sich Ihr Schiff ausgesucht hat.«

»Aber wir haben keine gesehen.«

»Das konnten Sie auch schlecht, weil die Wesen sehr schlau sind. Sie halten sich im Schatten der Außenbordwand auf, denn sie wissen genau, was sie zu tun haben.«

Nach meinen Worten wurde es still. Die versammelten Männer waren allesamt keine Angsthasen, doch meine Nachricht hatte sie geschockt. Damit mußten sie erst fertig werden.

»Sie bereiten also eine Invasion vor«, murmelte der Kapitän mit tonloser Stimme. »Verdammt, daran habe ich nicht gedacht und auch nicht damit gerechnet.«

»Sollen wir fliehen?« fragte der Erste Offizier.

Ich schüttelte den Kopf. »Das wird wohl kaum Zweck haben. Die Eulen würden uns verfolgen, und sie sind immer schneller als das Schiff. Auf dem offenen Meer wären wir zudem hilfloser. Der Fjord hier ist ziemlich schmal. Vielleicht gelingt es den Passagieren, sich an Land zu retten, wenn es hart auf hart kommt.«

»Ja, das wäre eine Möglichkeit«, sagte Linkart. Er schaute zu Boden und bewegte seine Lippen. »Ich habe auch schon daran gedacht, Hilfe zu holen. Die Marine könnte eingreifen.«

»Wie lange dauert es, bis die Schiffe hier sind?«

Linkart hob die Schultern. »Da bin ich wirklich überfragt, Mr. Sinclair.«

»Sehen Sie. Deshalb müssen wir uns etwas anderes einfallen lassen. Und zwar schnell.«

»Aber was?«

»Können Sie sämtliche Ein-und Ausgänge schließen?« wollte ich wissen.

Die Männer auf der Brücke schauten sich an. Schließlich fragte der Kapitän: »Meinen Sie abschotten?«

»So ungefähr.«

»Das wird schwer sein.«

Ich nickte. »Glaube ich Ihnen gern, aber ich seh' keine andere Chance für uns. Die Eulen dürfen einfach nicht in das Innere des Schiffs gelangen. Wenn sie das geschafft haben, gibt es eine Panik, und es werden sicherlich auch Tote zurückbleiben.«

Bill Conolly nickte bestätigend zu meinen Worten. Er wollte den Männern keine Angst machen, aber unsere Chancen waren wirklich nur gering.

»Am besten wäre es, wenn die Passagiere nichts merkten«, sagte der Reporter. »Zudem können wir davon ausgehen, daß sich kaum jemand auf Deck sehen läßt.«

»Meinen Sie, daß die Angst sie zurückhält?« fragte der Zweite Offizier.

»Damit rechnen wir«, antwortete ich.

Kapitän Linkart nickte. »Gut, ich werde alles in die Wege leiten, um Ihrem Vorschlag nachzukommen.« Er drehte sich um. Das Mikrofon hing an einem Haken in der Wand. Bevor er es noch greifen konnte, stieß der Zweite Offizier einen Ruf aus.

»Da!«

Wir schauten nach vorn.

In der Tat hatte er etwas entdeckt. Es war eine Horror-Eule, die um die Brücke kreiste. Deutlich sahen wir oberhalb des dunklen Gefieders den bleichen Knochenschädel. Er schien uns höhnisch anzugrinsen, als wäre sich das Tier seines Sieges voll bewußt. Es flog sogar bis dicht an die Scheibe heran und kratzte mit seinen Krallen dagegen. Bill Conolly stand der Tür am nächsten. Bevor wir anderen etwas unternehmen konnten, hatte er sie schon aufgerissen und stürmte aus der Brücke.

Die Eule mußte mitbekommen haben, was geschehen war, denn sie verließ ihren Platz und flog einen Bogen, wahrscheinlich um sich dem Reporter in den Weg zu stellen.

Auch ich lief zur Tür und sah Bill, wie er vor der obersten Stufe stand. In seiner Hand blitzte etwas. Der silberne Dolch!

Jetzt wußte ich, wie der Reporter die Satans-Eule erledigen wollte. Dabei drückte ich ihm beide Daumen. Er hatte bewußt nicht die Beretta genommen, denn durch einen Schuß wäre die Lage fatal geworden, weil die Passagiere etwas bemerken konnten.

Bill beherrschte den Dolch. Er konnte damit ebensogut umgehen wie ich und wartete nur ab, bis die Eule eine gute Distanz hatte, damit er auch sicher war, sie zu treffen.

Hinter mir drängelten sich die Besatzungsmitglieder. Sie wollten ebenfalls an mir vorbei, doch ich hielt sie zurück. »Lassen Sie das Mr. Conolly allein machen!«

Bill hatte sich leicht geduckt. Er federte in den Knien. Genau verfolgte er den Weg der unheimlichen Eule.

Die Spannung stieg, denn auch das Tier schien zu merken, daß es erwartet wurde. Es flog noch einen Kreis und griff urplötzlich schnell und direkt an.

Ich brauchte Bill nicht zu sagen, wann und wie er werfen sollte. Sein Arm flog in die Höhe, wieder nach unten, und noch in der Bewegung verließ der Dolch die Hand.

Ein blitzendes Etwas flirrte durch die Luft und traf haargenau den schrecklichen Vogel. Wir alle vernahmen den dumpfen Aufschlag. Der geweihte Dolch drang mit voller Wucht in den Körper, und er stoppte den Angriffsflug der Eule.

Uns schien es, als hätte ihr jemand einen Faustschlag versetzt. Sie zuckte noch einmal auf, versuchte in die Höhe zu flattern, doch die geweihte Waffe sorgte dafür, daß sie endgültig vernichtet wurde. Noch in der Luft löste sie sich auf, und grauer Staub rieselte in einer langen Bahn zu Boden. Er wurde vom Wind erfaßt und als Schleier weggeweht. Das war erledigt, denn auch der häßliche Totenkopfschädel verging, so daß von dem Wesen quasi nichts übrigblieb. Bill ging zwei Stufen vor und hob den Dolch auf. Gelassen steckte er ihn ein, wobei ein Grinsen um seine Lippen spielte.

Auch ich lächelte. Der Reporter hatte es geschafft. Er brauchte dieses Erfolgserlebnis und kam zu uns hoch.

Die Offiziere waren sprachlos. Zum erstenmal hatten einige von ihnen erlebt, wie diese fliegenden Monstren zu besiegen waren. Jemand fragte mich: »Kann man die auch erschießen?«

»Natürlich. Allerdings nur mit geweihten Silberkugeln.«

»Wer hat die schon?«

»Mr. Conolly und ich«, gab ich zur Antwort. »Deshalb bleiben wir auch auf Deck, um einem Angriff der Wesen wirkungsvoll begegnen zu können. Es darf ihnen nur nicht gelingen, unter Deck zu gelangen, dann ist alles verloren.«

Jetzt gaben mir auch die letzten Zweifler recht.

Mir fiel auf, daß ich den Kapitän nicht sah.

»Wo befindet sich Kapitän Linkart?« fragte ich.

»Wahrscheinlich auf der Brücke«, sagte der Erste Offizier und machte mir Platz, damit ich vorbei konnte.

Ich betrat als erster das Innere der Kommandobrücke. Sie war

ziemlich groß und modern ausgerüstet, wie ich schon erwähnte, deshalb suchte ich einen Moment, um den Kapitän zu finden.

An der Ruderkonsole stand er nicht. Er beobachtete auch nicht die Radarschirme und hielt sich auch nicht am Computerterminal auf. Nein, Kapitän Linkart lag am Boden.

Gekrümmt wie ein Haken, und er stieß röchelnde Laute aus, die mir einen Schauer über den Rücken jagten. Ich wollte auf ihn zueilen, stoppte jedoch nach zwei Schritten, denn es war mir gelungen, einen Blick in sein Gesicht zu werfen.

Es hatte nichts Menschliches mehr an sich, denn ich schaute in das Gesicht einer Eule!

Sie hockten dort wie Denkmäler und hatten sich verteilt. Die Strigen saßen auf dem Wagendach, sie hatten die Kühlerhaube in Beschlag genommen, und der Maler war sicher, daß er sie auch auf der Kofferraumklappe finden konnte. Er war geschockt!

Lars Strindberg dachte auch nicht darüber nach, wie die Eulen in die Garage gelangt waren. Wäre er weiter vorgegangen, dann hätte er das zerstörte Fenster gesehen, durch das die Strigen in das Innere der Garage gelangt waren.

Bleiche, leicht gelblich schimmernde Totenschädel schauten den entsetzten Maler an. Er war so durcheinander, daß es ihm nicht gelang, die Eulen zu zählen. Es waren zu viele. Sie gaben ein grauenhaftes, makabres Bild ab, vor dem sich der Mann fürchtete.

Kein Geräusch durchdrang die Stille. Selbst die Menschen hielten für Sekunden den Atem an. Bis Enna plötzlich aufstöhnte. Auch sie hatte das schreckliche Bild gesehen, und jetzt spielten ihre Nerven nicht mit. Die Enttäuschung konnte sie nicht verkraften. Es hatte sie wie ein Schlag unter die Gürtellinie getroffen.

Lars drehte sich um. »Sei still, verdammt!« zischte er, doch Enna schluchzte weiter.

Da hielt es den Maler nicht mehr auf seinem Fleck. Die Gesichtshaut hatte einen roten Farbton angenommen. Tief in seinem Innern stieg es hoch, in seine Augen trat ein Glanz, der von einer ungezügelten Wut kündete. Er riß Enna das Gewehr aus den Händen, wirbelte mit der Waffe im Anschlag herum, hielt sie etwa in Hüfthöhe und feuerte dicht über die Kühlerhaube hinweg auf die gräßlichen Eulen. In der engen Garage hörte sich der Schuß überlaut an. Lars Strindberg hatte gar nicht zu zielen brauchen, denn die Strigen saßen so dicht, daß eine Kugel immer traf.

Sie schlug auch wuchtig in einen Körper auf dem Dach ein, riß die Eule herum und schmetterte sie auf die Haube, doch das unheimliche Tier starb nicht. Es fing sich wieder.

Ein paar Federn flatterten wie Schneeflocken, bevor sie zu Boden fielen und liegenblieben. Das war die ganze Reaktion.

Lars ließ die Waffe fallen, als wäre sie ein glühendes Stück Eisen. Dabei ging er Schritt für Schritt zurück, so weit, bis er neben seiner Frau und der kleinen Sonja stand.

»Ich kann nicht mehr!« hauchte er. »Verdammt, ich kann nicht mehr. Wir müssen weg!«

»Aber wohin?«

Die Frage war berechtigt. Eine Antwort wußte der Maler auch nicht.

»Laß uns fliehen!« Die Worte waren von Enna ausgestoßen worden, und sie trafen bei dem Maler auf fruchtbaren Boden. Er bückte sich, riß seine Tochter an sich, hob sie auf den Arm und rannte einfach weg vom Ort des Geschehens.

Seine Frau schrie hinter ihm her, doch er hörte oder wollte nicht hören. Ihn peitschte die reine Angst davon. Enna blieb nichts anderes übrig, als ihrem Mann zu folgen.

Dabei hatte sie einen Vorteil. Lars mußte das Kind tragen. Und sie legte alles in ihren Spurt hinein, was sie hatte. Ihr Gesicht war

verzerrt, der Atem drang keuchend über ihre Lippen, sie tauchte in den Wald ein und sah die Zweige der Bäume nur als huschende Schatten, bevor sie gegen ihren Körper peitschten und auch das Gesicht trafen, was sie nicht weiter kümmerte.

Schließlich hatte sie ihren Mann erreicht. Auf einer kleinen Lichtung, die sich die Rehe so gern als Futterstelle aussuchten, war er stehengeblieben. Vornübergebeugt lehnte er an der Krippe und klammerte sich dort fest.

»Ich kann nicht mehr«, schluchzte er. »Verdammt, ich kann einfach nicht mehr!«

»Warum weint Vati denn?« fragte die kleine Sonja. Sie stand daneben und schaute ihre Eltern aus großen Augen an.

»Laß ihn«, erwiderte Enna.

Lars hob den Kopf. »Wo sind die Eulen?« keuchte er. »Wo, wo?« Er schrie jetzt.

Enna behielt in diesen Augenblicken der Wahrheit noch am besten die Nerven. »Bitte, Lars, reiß dich zusammen. Wir müssen jetzt einen klaren Kopf behalten.«

Der Maler hatte sie sehr wohl verstanden. Aus großen, schon geröteten Augen blickte er Enna an. »Was sagst du da? Einen klaren Kopf bewahren? Verdammt, wie soll ich denn bei diesem Horror einen klaren Kopf behalten? Die Eulen sind da, zum Teufel!«

»Ja, das habe ich gesehen. Vielleicht wollen sie gar nichts von uns.«

»Wieso das?«

»Nun, sie sind uns nicht gefolgt.«

Lars Strindberg schaute verwundert auf seine Frau. Hinter seiner Stirn spulten die Gedanken. »Ja, du kannst recht haben«, erwiderte er und nickte. »In der Tat, da sind keine Eulen mehr in der Nähe. Vielleicht wollen sie nur unser Haus. Das ist Idiotie, ist das.« Er schlug sich gegen den Kopf. »Aber wo sollen wir hin? Im Wald

übernachten und solange warten, bis die Strigen verschwunden sind?«

»Nein, Lars.«

»Dann hast du einen besseren Vorschlag?«

»Ich glaube ja.«

Lars schaute seine Frau skeptisch an. »Du weißt ja, daß ich zu Scherzen nicht aufgelegt bin, dazu ist die Lage viel zu ernst.«

»Ich scherze auch nicht.«

»Dann raus mit der Sprache.«

»Wir haben doch das Boot. Wenn wir es schaffen, bis an die kleine Fjordzunge zu gelangen, könnten wir fliehen. Denk mal darüber nach.«

Lars Strindberg dachte darüber nach. Er schaute seine Frau an, als sähe er in ihr eines der Weltwunder. Dann huschte ein Lächeln über seine Lippen, und er nickte. »Verdammt, das kann klappen, Enna. Das kann wirklich klappen.« Vor Aufregung strich er über seine Haare. »O Gott, ich werde noch verrückt und drehe durch. Das... das gibt es doch nicht. Wir müssen hin.«

»Sag ich doch«, erwiderte Enna trocken. Sie atmete auf, denn sie hatte ihren Mann nicht nur überzeugen, sondern ihm auch einen Teil der Angst nehmen können. Sie hätten direkt vom Haus her zum Fjord laufen sollen, so mußten sie einen Umweg machen, doch das störte beide nicht. Hauptsache, sie entkamen den Satans-Eulen.

Lars Strindberg wollte Sonja an sich nehmen, doch Enna schüttelte den Kopf. »Laß es, ich fasse sie an der Hand.«

»Gut.«

Querbeet schlugen sie sich durch den nachtdunklen Wald. Da sie nicht mehr ins Haus zurückgekehrt waren, trugen sie noch dieselbe Kleidung wie in der Wohnung. Die Pullover wärmten zwar, aber für die kalte Nacht reichten sie nicht aus.

Trotz allem froren sie nicht, denn die Lauferei heizte ihnen ein. Zum

Glück kannten sie den Wald, er war ihr Zuhause gewesen, und sie verirrten sich nicht.

Hin und wieder mußten sie kleine Bäche überspringen. Das Wasser war eiskalt, sehr klar und schäumte über blankgewaschene Steine. Es kam aus den Bergen, wo die Schneeschmelze erst im Gange war. Zum Fjord hin wurde der Wald lichter und der Boden felsiger. Der Weg führte etwas bergab, er war schwieriger zu laufen, weil auf den aus dem Boden wachsenden Felsen die grüne Moos- und Algenschicht Rutschfallen gebildet hatte.

Eine Hoffnung gab es.

Wenn der jetzt lichte Wald ihnen einen Blick nach vorn gestattete, dann sahen sie bereits die dunkle Wasserfläche des Fjords. Tagsüber schimmerte sie grün, in der Dunkelheit war sie schwarz wie Teer. Wie gut sich Lars Strindberg auskannte, war daran zu merken, daß er zielsicher auf den kleinen, schmalen Pfad traf, der in Schlangenlinien nach unten und damit zu dem Wasser führte. Ein Fremder hätte ihn bestimmt übersehen, nicht Strindberg.

Er blieb für einen Moment stehen und wartete, bis Mutter und Tochter da waren. »Wir haben es gleich geschafft. Nur noch den Weg hinunter, dann ist alles klar.«

Enna nickte. Ihr Gesicht war gerötet und gleichzeitig auch verschwitzt. Das Laufen hatte sie angestrengt. Sonja erging es ähnlich. Auch sie atmete schneller. Ihre Mutter ging in die Knie und streichelte die Wangen der Kleinen. »Wir schaffen es, Sonja, wir schaffen es. Gleich sind wir am Boot.«

»Weiter.« Lars drängte jetzt und schaute auch nach, ob vielleicht die Verfolger zu sehen waren.

Keine Eule ließ sich blicken. Sie schwebte weder über ihnen, noch hockte sie auf irgendeinem Zweig. Es schien so, als hätten die Strigen aufgegeben.

Daran wollten die beiden Erwachsenen nicht glauben. Zu oft waren

sie in der letzten Zeit schon reingefallen. Jeder von ihnen hatte die gleiche Befürchtung, obwohl sie keiner auszusprechen wagte. Es konnte durchaus sein, daß die Eulen auch auf ihrem Boot saßen und dort die Beute erwarteten.

Das wäre fatal gewesen.

Lars machte wieder den Anfang. Der Weg war steil, und er mußte schräg gehen. Weiter vorn lief er fast normal weiter und verbreiterte sich auch, wobei rechts und links des Pfads dichtes Buschwerk wuchs, welches mit seinen Zweigen nach den Menschen zu greifen schien. Darum konnten und durften sich die Flüchtlinge nicht kümmern. Sie mußten weiter, wollten sie noch etwas erreichen. Eine letzte Kehre lag vor ihnen.

Als erster nahm sie Lars Strindberg. Er konnte bereits den Steg sehen, der sich wie ein dunkler, viereckiger Finger in das Wasser des Fjords schob.

Dort lag das Boot.

Sie hatten es vor drei Monaten gebraucht gekauft. Von einem Fischer, der sich zur Ruhe setzte. Es war kein komfortables Boot, aus Holz gebaut, aber mit einem Motor versehen und einer kleinen Kajüte, die drei Leuten Unterschlupf bot, wenn es das Wetter erforderte. Der Kahn war in Ordnung, denn in der vergangenen Woche erst hatte Lars nach dem langen Winter eine Probefahrt mit ihm durchgeführt. Nach menschlichem Ermessen durfte nichts schiefgehen.

Strindberg rannte nicht direkt auf sein Boot zu. Er blieb stehen und sondierte die Lage.

Nein, soviel er erkennen konnte, lauerten keine Strigen in der Nähe. Nicht auf dem Boot und auch nicht in dessen unmittelbarer Nähe. Der Maler konnte auf den Fjord schauen, der an beiden Seiten von hohen Felswänden umrahmt wurde, die hier, am Ende der Bucht, weiter in ein Hochplateau ausliefen, das tief bis in das Innere des Landes

hineinstieß. Ungefähr zehn Kilometer betrug die Länge des Fjords, bevor er das offene Wasser erreichte. Der Maler hatte sich bereits einen Plan zurechtgelegt. Er wollte den Fjord durchfahren, ihn verlassen und dann an der Küste entlang weiterschippern, bis er eine Stelle entdeckte, wo er an Land gehen konnte.

Hoffentlich konnte er diesen Plan auch in die Tat umsetzen. Er drehte sich um und winkte seinen beiden Familienmitgliedern zu. »Kommt. Die Luft ist rein.«

Enna und Sonja beeilten sich noch mehr. Es war bewundernswert, wie tapfer sie sich hielten.

Hier am Wasser war es kälter. Der Wind fuhr durch den Fjord und in die Gesichter der Menschen. Hohl klang es unter ihren Füßen, als sie über den Steg liefen. Drei schattenhafte Gestalten, auf der Flucht vor Wesen, die es normalerweise nicht geben durfte.

Lars Strindberg sprang als erster in das Boot. Es schaukelte, als er Kontakt mit den Planken hatte. Er wollte noch seiner Frau und der Tochter an Bord helfen, Enna winkte ab. »Nein, das schaffe ich auch so. Kümmere du dich um den Außenborder.«

»Mach ich.« Der Maler verschwand in der Kajüte, die gleichzeitig der Steuerstand war und als Ruderhaus diente. Links von der Tür führten zwei Holztreppe in einen tiefer gelegenen Teil. Ein kleiner Tisch und eine Bank standen dort. Mehr Möbelstücke hätten nicht Platz gefunden. Enna und ihre Tochter fanden Lars in gebückter Haltung, als sie das kleine Ruderhaus betraten. Er hatte einen Teil der dünnen Holzverkleidung abgenommen und schaute nach dem Motor, wobei er an einem Ventil drehte.

»Klappt es?« fragte die Frau.

»Alles klar.« Lars erhob sich. Die Leine hatte Enna gelöst, einer Abfahrt stand nichts mehr im Wege. Sonja hatte auf einer Stuhlkante Platz genommen. Sie schaute aus großen Augen ihren Vater an, dem es endlich gelang, den Motor anzustellen. Er spitzte ein paarmal,

wollte nicht so recht kommen, da er sehr kalt geworden war, lief aber schließlich rund, als etwa zehn Sekunden verstrichen waren. Die Schraube am Heck wühlte das Wasser zu schaumigen Streifen auf. Das Boot bekam Fahrt und stieß mit dem Bug in die weite, ruhige Wasserfläche des Fjords hinein.

Nicht nur die beiden Erwachsenen atmeten auf, sondern auch die kleine Sonja. »Jetzt passiert uns nichts mehr«, sagte sie.

»Nein, mein Kleines, bestimmt nicht«, bekam sie von ihrer Mutter zur Antwort.

Lars mischte sich nicht ein. Er stand leicht geduckt am Ruder und schaute nach vorn. Ab und zu drehte er auch den Kopf. Düster wuchsen die Felsen zu beiden Seiten des Fjords in die Höhe. Was dort geschah, war nicht zu erkennen. Wenn in den zahlreichen Rissen, Spalten und kleinen Höhlen tatsächlich die Eulen lauerten, dann konnten sie angreifen, ohne sofort gesehen zu werden. Dies war ein beträchtliches Risiko, und Lars fühlte sich auch nicht frei von Angst. Je weiter sie hinaus in den Fjord fuhren, um so mehr verschwand das Gefühl. Die Horror-Eulen auf seinem Volvo kamen ihm plötzlich wie ein böser Alptraum vor, und wären nicht seine Verletzungen gewesen, so hätte er geglaubt, in der Tat nur einen Traum erlebt zu haben. Die dunklen Wellen liefen kabbelnd gegen das Schiff. Manchmal schlingerte es ein wenig. Der Maler besaß nicht viel Erfahrung als Seemann, er mußte zusehen, daß er die Schlingerbewegungen durch eine Korrektur des Ruders ausglich.

Auf einmal weiteten sich seine Augen. »Das gibt's doch nicht«, murmelte er.

»Was ist denn?« Ennas Stimme klang noch ein wenig ängstlich. Sie stand auf und hätte sich fast den Kopf an der zu niedrigen Decke gestoßen.

»Da vorn ist ein Licht.«

Enna trat jetzt neben ihren Mann. Auch sie sah den Schein, der auf

der Wasseroberfläche lag, noch ziemlich schwach war, jedoch deutlicher wurde, je mehr sie sich dem Ziel näherten.

»Das ist bunt«, sagte die Frau. »Mein Gott, wie ist das nur möglich?«

»Ganz klar.« Lars wußte bereits die Erklärung, ohne einen genauen Beweis zu haben. »Da liegt ein Schiff.«

»So beleuchtet?«

»Erstens muß es das, und zweitens denk du mal an die Kreuzfahrten, die in die Fjorde führen. So ein Luxus-Liner wird das sicherlich sein. Da wette ich drauf.«

»Da sind wir ja gerettet.«

Lars lächelte, als er seine Frau anschaute. »Alles sieht danach aus und deutet darauf hin.«

»Gütiger Himmel«, flüsterte die Frau und sank nach vorn. »Daß wir dies noch geschafft haben...«

»Warte erst mal ab. Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben«, erwiderte der Maler.

»Mami, schau doch mal!« Sonjas weinerliche Stimme ließ Enna Strindberg herumfahren.

»Was ist denn?«

»Da, mein Arm.« Das Mädchen hielt den linken ausgestreckt und hatte seinen Ärmel hochgeschoben.

Enna glaubte, in den Erdboden versinken zu müssen. Was dort aus dem Arm wuchs, waren Vogelfedern...

Meine schlimmsten Befürchtungen waren eingetroffen! Ich hatte es mir gedacht. Wer von den Horror-Eulen gebissen wurde, der war nicht nur verletzt, nein, sein Blut konnte man auch als verseucht bezeichnen, so daß sich der Mensch selbst veränderte, wie er es auch nach einem richtigen Vampirbiß tat. Das genau war hier der Fall. Kapitän Linkart war kein Mensch mehr. Aus ihm wurde eine

Rieseneule. Den Kopf hatte die Verwandlung bereits geschafft. Wo sonst der Bart wuchs, sprossen nun sperrige Federn, die Augen hatten sich verändert und wirkten wie Kugeln. Aus der Nase war ein Schnabel geworden, darunter befand sich ein Loch mit zwei spitzen Zähnen - der Mund!

Ich mußte einsehen, daß es doch nicht so einfach war, den Horror-Eulen beizukommen. Das Grauen hatte nicht nur zugeschlagen, nein, es nistete auch bereits auf dem Schiff und würde sich weiter ausbreiten, wenn es uns nicht gelang, es zu stoppen.

Zuerst wollte ich meine Beretta ziehen, dann ließ ich die Waffe stecken und nahm das Kreuz, während ich den Eulenmensch beobachtete. Er wälzte sich weiterhin am Boden, stieß seltsame Laute aus und schlug mit den Armen um sich, wobei die Hände sich ebenfalls verändert hatten, da aus ihnen auch Federn wuchsen, wobei ich annahm, daß sich die Arme in Flügel verwandeln würden.

Hinter mir vernahm ich erregte Stimmen. Die Männer wollten die Brücke betreten. Das konnte ich nicht zulassen, warf einen schnellen Blick über die Schulter und rief Bill Conolly zu, daß er die Leute aufhalten sollte.

»Was ist mit dem Kapitän, verdammt?« Die Stimme gehörte dem Ersten Offizier.

»Er lebt nicht mehr!«

Das war gelogen, aber seinen jetzigen Zustand konnte ich wirklich nicht als Leben bezeichnen. Das war Leben einer Schwarzen Magie, die eine große Gefahr bedeutete. Nein, da mußte ich etwas dagegen tun, dieses Wesen durfte nicht weiter existieren, denn es verbreitete Angst und Schrecken.

Leicht geduckt und mit vorgerecktem Arm bewegte ich mich auf den Eulenmenschen zu. Dabei schaute das Kreuz aus meiner Faust, ein geweihter silberner Rettungsanker, der auch jetzt nicht versagen würde, das stand für mich fest.

Nicht nur das Monstrum sah ich. Mein Blick streifte auch die Scheiben der Brücke. Hinter dem Glas erkannte ich die Gesichter der Schiffsbesatzung. Farbig angestrahlt und in ihrem makabren Schrecken mit den verlaufenen Schminkgesichtern von Clowns zu vergleichen. Das Eulenmonstrum schüttelte sich, rollte sich herum und kam auf die Knie. Dabei sackte es ein, denn die Arme waren bereits ein Stück kürzer geworden, da sie sich in Flügel verwandelt hatten. Noch konnte sich die Monstereule nicht so bewegen, wie sie es gern gehabt hätte. Durch die Uniform wurde sie zu stark eingezwängt, und ich sah unter dem Hosenstoff, etwa in Kniehöhe, hastige Bewegungen, durch die der Stoff gebeutelt wurde.

Das mußten die schon zu Krallen veränderten Beine des Monstrums sein. Eine andere Erklärung gab es für mich nicht. Es bewegte den Kopf nach vorn, um mit seinem Schnabel den Stoff zu zerhacken, damit es freie Bahn bekam.

Soweit wollte ich es auf keinen Fall kommen lassen. Das Kreuz festzuhalten und es gegen den Kopf der Eule zu pressen, war mir einfach zu riskant. Der harte Schnabel bewegte sich schnell, er sollte mir keine Verletzung zufügen.

Ich ließ das Kreuz fallen.

Es hatte den Schädel des Kapitäns noch nicht berührt, da reagierte es bereits. Die Schwarze Magie umgab das Wesen wie ein Stromfeld. Ein Blitz sprühte förmlich auf, verästelte und zeichnete ein Muster um den häßlichen Schädel, der sich wie in einem Gefängnis vorkommen mußte. Dann verging es.

Das Kreischen tat weh in meinen Ohren. Kleine Knochensplitter fegten nach allen Seiten weg, prallten gegen die Konsolen und Scheiben und lösten sich zu Staub auf.

Wie das gesamte Monstrum.

Was von Kapitän Linkart übrigblieb, waren nur die Kleidungsstücke. Zusammengefallen lagen sie auf dem Boden. Ein

letzter Rest, ein schauriges Andenken.

Ich nahm das Kruzifix wieder an mich und drehte mich langsam um. Nicht nur die Männer der Besatzung waren von den unheimlichen Vorgängen entsetzt gewesen, sondern auch mein Freund Bill Conolly. Er hatte seine Beretta gezogen, die Mündung wies allerdings zu Boden. Fragend schaute mich der Reporter an.

Ich war ihm eine Antwort schuldig und gab sie ihm auch. »Es tut mir leid, Bill, aber ich sah keine andere Möglichkeit. Der Biß hat ihn zu einem Monstrum gemacht.«

Auch die übrigen Offiziere hatten meine Worte gehört. Sie schoben Bill voran und drängten sich an ihm vorbei. Fassungslos starrten sie auf die leeren Kleidungsstücke und den Staub dazwischen, wobei sie auch noch einige graue Federnreste sahen.

Ich wandte mich an den Ersten Offizier. »Da Kapitän Linkart nicht mehr da ist, übernehmen Sie wahrscheinlich das Kommando des Schiffes, oder irre ich mich da?«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Nein, Sie irren sich nicht, Mr. Sinclair. Ich habe ab jetzt die Verantwortung für dieses Schiff und die Passagiere. Und genau in diesem Augenblick bereue ich es, diesen Beruf überhaupt gewählt zu haben.«

Ich schüttelte den Kopf. »Werfen Sie um Himmels willen die Flinte nicht ins Korn. Wir müssen jetzt die Nerven bewahren und dürfen uns nicht von unseren Gefühlen leiten lassen. Gemeinsam können wir es schaffen.« Ich blickte den Mann scharf an.

Der Offizier nickte zögernd.

»Meinen Namen wissen Sie ja, darf ich jetzt Ihren erfahren?«

»Ich heiße Gunnar Didea.«

»Okay, Mr. Didea, es bleibt dabei, so wie wir es abgesprochen haben. Alles klar?«

»Sie meinen das Verschotten?«

»Ja, allerdings nicht sofort.« Ich lächelte. »Zwar haben Sie das

Kommando über dieses Schiff, ich möchte Sie trotzdem bitten, noch ein wenig zu warten, da ich noch mit meinem Freund etwas zu besprechen habe.«

»Gut.«

Zusammen mit Bill verließ ich die Brücke. Draußen ließen wir uns den Wind um die Nasen wehen. »Du weißt, Bill, welche Gedanken mir durch den Kopf geschossen sind?«

»Sicher. Der Kapitän war nicht der einzige, der von den Eulen gebissen worden ist.«

»Genau. Wenn wir mal nachrechnen, dann war es Linkart, dieser Tänzer Raffini, der jetzt in der Krankenstation liegt, und Martina Carlsson. Alle drei tragen den Keim in sich und werden ihn nach ihrer Verwandlung an die Menschen weitergeben. Kannst du dir vorstellen, was das bedeutet?«

»Sicher. Binnen einer Stunde ist dieses verdammte Schiff verseucht und mit Eulen überschwemmt.«

»Genau, falls wir nichts dagegen tun. Oder vielmehr du.«

»Soll ich die Leute aufsuchen?«

»Es bleibt keine andere Wahl. Wir können nicht beide gehen. Einer muß auf Deck bleiben, falls die anderen Strigen, die wir gesehen haben, angreifen.«

»Das ist natürlich wahr!« stöhnte Bill und fuhr mit seinen zehn Fingern durch das braune Haar. »Ich will nur hoffen, daß die Verwandlung nicht eingetreten ist.«

»Das kannst du laut sagen.«

Bill nickte mir zu, drehte sich um und verschwand. Die Treppe nahm er mit einem Schwung, dann war er meiner Sicht entschwunden. Ich ging wieder zurück auf die Brücke. Der Steuermann sammelte die Kleider des Kapitäns auf und verstaute sie in einer Konsole. Als er die Tür wieder zuschlug, knallte es laut. Nicht nur er, auch die anderen waren grünlich bleich im Gesicht,

was allerdings nicht allein an der Beleuchtung lag, denn der Schreck war ihnen allen in die Knochen gefahren, das spürte ich sehr deutlich. Die Männer waren mit dem Grauen konfrontiert worden, mit einer anderen Welt, an die sie bisher nicht geglaubt hatten. Es war schwer für sie, damit fertig zu werden. Der Zweite Offizier stand vor der Scheibe und hielt sein Glas gegen die Augen. »Ich sehe keine weiteren Eulen«, sagte er und schaute weiterhin auf das dunkle Wasser.

»Sie halten sich im toten Winkel auf«, erklärte ich.

»Und wenn sie kommen?« fragte mich Gunnar Didea, wobei er sich mit zitternden Händen eine Zigarette anzündete.

»Werde ich versuchen, sie zu stoppen.«

»Mit den Silberkugeln.«

»Auch damit.«

»Verdammt, da ist was«, meldete der Zweite.

Sofort standen Didea und ich neben ihm und griffen nach zwei Ferngläsern, die wir gegen unsere Augen preßten. Ich mußte ein wenig an der Scharfeinstellung drehen, bis ich die klare Sicht besaß und schauen konnte.

Eulen sahen wir nicht, nur ein Boot, das Kurs auf uns hielt und über die glatte Wasserfläche tuckerte. Im Vergleich zu unserem Schiff wirkte es nahezu winzig, aber es schien sich den Liner als Ziel ausgesucht zu haben, denn es hielt streng auf uns zu.

»Die wollen bestimmt an Bord«, sagte der Zweite. »Lassen wir sie?« Die Frage war an den Ersten gerichtet.

Didea setzte das Glas ab, schaute mich an und fragte: »Was meinen Sie, Mr. Sinclair?«

»Was tun Sie denn im Normalfall?«

»Dann nehmen wir sie natürlich an Bord. Aber wir befinden uns in einer Extremsituation.«

Die Entscheidung war nicht einfach zu treffen. In Seenot befanden

sie sich nicht, aber vielleicht waren sie auf der Flucht vor den Eulen, und ich mußte auch an die Tiere denken, die in Deckung der Schiffswand flogen. Falls sie bemerkt hatten, daß sich ein Schiff mit potentiellen Opfern näherte, würden sie bestimmt ohne Zögern angreifen.

»Sie würden sie an Bord nehmen, wenn sie wollen?« fragte mich der Erste.

»Ja.«

»Auf Ihre Verantwortung.«

»Und vorausgesetzt, daß sie es überhaupt möchten«, gab ich zurück.

»Natürlich.« Der Erste gab den Befehl, ein Fallreep nach unten zu lassen. Wir hatten gesehen, daß sich der kleine Kahn an unser Schiff heranschob.

Auf der Brücke hielt mich nichts mehr. Auch der Erste Offizier wollte mit. Verboten konnte ich es ihm nicht, nur warnen.

»Wird schon klappen«, sagte er. »Außerdem sind Sie auch noch dabei.«

»Wie Sie meinen.«

Der breite Strahl eines Scheinwerfers schnitt eine helle Bahn in die Dunkelheit, wurde ein wenig geschwenkt und erfaßte auch das langsam näherkommende Boot. Die Menschen dort schauten in den grellen Strahl und winkten.

Für uns ein endgültiger Beweis, daß sie an Bord genommen werden wollten.

»Halten Sie Kurs auf das Fallreep!« ertönte eine Lautsprecherstimme. Der Steuermann des kleinen Bootes richtete sich danach. Er hatte insofern Glück, daß sich kaum eine Wellenbewegung auf dem Wasser abspielte, und bereits wenig später schabten die Bordwände der beiden Schiffe gegeneinander.

Wir hatten es natürlich nicht auf der Brücke ausgehalten und waren an die Reling gelaufen, wo zwei Matrosen standen. Sie hatten auch

das Fallreep nach unten gelassen.

Ich schaute über die Bordwand, sah den hellen Lichtkreis, aber keine Eulen. Sie schienen der Helligkeit nicht zu trauen und hatten sich lieber verzogen.

Hoffentlich...

Auf dem Kahn machten sich drei Menschen bereit, über das Fallreep an Bord des Liners zu klettern. Ich erkannte einen Mann, eine Frau und ein Kind. Ihre Bewegungen wirkten fahrig. Der Mann sagte etwas zu seiner Frau, die daraufhin den Kopf schüttelte und auf das Kind deutete. Es sollte also zuerst hochklettern.

Das tat es auch. Das Mädchen mußte schon des öfteren auf Bäume geklettert sein, denn sonst hätte es nicht so rasch die Sprossen hochgekonnt. Die Mutter folgte, den Schluß machte der Vater. Neben mir stand der erste Offizier. Wie auch ich schaute er dem Manöver zu und war wohl gespannt, was die Familie zu berichten wußte. Zuerst erschien das Mädchen. Da hatten sich die beiden Matrosen schon über die Reling gebeugt und halfen dem Kind an Deck. Fast wäre es noch gestolpert, fing sich aber und ging ein paar Schritte zur Seite, wo es stehenblieb und uns aus großen Augen anschaute. Er schien sich verletzt zu haben, denn ein Verband bedeckte seinen Kopf. Ich runzelte die Stirn, denn irgend etwas war in meinem Hirn eingeklinkt, wurde jedoch abgelenkt, weil die Frau das Deck betrat. Sie zeigte sichtliche Anzeichen der Erschöpfung.

»Ein Glück«, sagte sie, »daß Sie uns an Bord genommen haben. Ein Glück, vielen Dank.«

Es waren Dankesworte, davon biß keine Maus den Faden ab. Trotzdem gefielen sie mir nicht. Irgendwie kamen sie mir vor wie heruntergeleiert, und ich war gespannt darauf, was der Mann zu sagen hatte, der als letzter an Bord gelangte. Auch in seinem Gesicht waren Anzeichen von Erschöpfung zu lesen, trotz der farbigen Beleuchtung, die seine Haut veränderte. Er atmete tief aus und ging

zur Seite, wo er den Arm um die Schultern seiner Frau legte.

»Sind noch mehr Personen an Bord?« fragte der Erste.

»Nein, Sir, wir sind allein.«

Der Offizier gab den Matrosen den Befehl, das Fallreep wieder hochzuziehen. Hand über Hand wuchteten sie es an der Bordwand entlang zu sich heran.

»Sind Sie freiwillig um diese Zeit auf dem Fjord gefahren?« erkundigte ich mich.

»Nein, das nicht.« Der Mann sprach zum Glück englisch. »Wir sind geflohen.«

»Und wovor?«

»Wenn ich Ihnen das sage, glauben Sie mir kein Wort, Mister.«

»Etwa vor den Horror-Eulen?«

»Sie kennen die Strigen?«

Jetzt wußte ich endlich, wie sie hießen. Strigen nannten sie sich also.

»Ich habe sie erlebt. Aber Sie sind angegriffen worden, wenn ich mich nicht irre.«

»Leider, Mister. Wir haben gegen sie gekämpft.«

»Und gewonnen?«

»Nein, wir mußten fliehen.«

Die Sache gefiel mir immer weniger. Ich wandte mich ab und runzelte die Augenbrauen, wobei ich scharf nachdachte. Mich wunderte es, daß die Familie den Angriff der Strigen so einfach zugab. Hatten die Hiebe bei ihnen nichts bewirkt?

Der Erste fragte nach den Namen.

Wir erfuhren, wie die Leute hießen.

»Gut«, sagte Gunnard Didea, »dann kommen Sie mal mit unter Deck. Eine Mahlzeit und ein warmes Getränk wird Ihnen sicherlich guttun, nicht wahr?«

»Das ist wirklich sehr großzügig von Ihnen.«

»Ach was. Reine Seemanns-und Christenpflicht. Wir hätten es für jeden anderen auch getan.« Er deutete mit dem Arm mittschiffs hinüber, wo der abgedeckte Pool war. »Dort geht es her.«

Die drei setzten sich in Bewegung. Ich schaute ihnen hinterher. Das Ehepaar hatte ihre Tochter in die Mitte genommen. Die beiden Matrosen gingen vor, um ihnen den genauen Weg zu weisen.

Da wurde mein Verdacht zur Gewißheit. Das Kind bewegte sich so seltsam. Ich sah auch den Grund. Ein Pulloverärmel schien leer zu sein...

Selbstverständlich war noch etwas los. Nach so einem frappierenden Ereignis konnte sich die Aufregung einfach nicht gelegt haben. Da wurde weiter gesprochen, diskutiert, geredet, und auch der Schiffsarzt machte sich seine Gedanken.

Er hatte die Angewohnheit, Tagebuch zu führen. In seiner Kabine - froh darüber, dem Trubel entkommen zu sein - schloß er sich ein und ließ sich auf den gepolsterten Stuhl hinter seinem Schreibtisch fallen, umgeben von zahlreichen Meßgeräten und Einbauschränken, denn die Kabine war zweckmäßig eingerichtet.

Das Tagebuch lag in der zweiten Schublade oben ganz rechts. Er zog die Lade auf, schaute nach und sah den grünen Ledereinband. Er glänzte wie frisch geputzt.

Der Arzt, er war Finne und hieß Meldonen, schlug das Buch auf. Als er etwa in der Mitte die erste leere Seite gefunden hatte, wußte er nicht, was er schreiben sollte.

Dabei war es so einfach. Das Auftauchen dieser schrecklichen Eule, der Angriff auf die Menschen, die Panik, mein Gott, das hätte sogar einen Romanstoff abgegeben. Aber so etwas konnte man anderen nicht erzählen, vor allen Dingen dann, wenn man es selbst nicht recht glaubte und es irgendwie mit dem Begriff der Massensuggestion zu erklären und zu deuten versuchte.

Das paßte nicht. Nein, es war tatsächlich geschehen, und Dr. Meldonen hatte das Buch nun einmal angefangen, so wollte er auch dabei bleiben. Schon hatte er durch Knopfdruck die Mine aus der Kugelschreiberspitze genommen, als er abermals den Kopf schüttelte. Nein, keine Notizen. Nicht bevor er mit dem Patienten gesprochen hatte. Mit diesem Raffini, wie der Mann hieß.

Der Mann lag noch in der Krankenstation. Es mußte ihm einfach bessergehen, er würde sicherlich auch über seine Ängste und Gefühle reden können.

Der Arzt drückte seinen auf Rollen laufenden Stuhl zurück und erhob sich. Nur eine Drehung und einen weiteren Schritt brauchte er, um die Tür zu erreichen. Sein privates Reich lag nahe der Krankenstation, so daß er im Notfall schnell bei seinen Patienten sein konnte. Im Gang brannte nur die Notbeleuchtung. Die Schritte wurden durch einen Teppichfilz auf dem Boden gedämpft. Man wollte hier keinen Lärm, die Kranken sollten in Ruhe genesen können.

Während er sich der kleinen Station näherte, schüttelte Dr. Meldonen immerfort den Kopf, für ihn als alten Mediziner und Naturwissenschaftler war es unbegreiflich, daß so etwas hatte geschehen können. Da flog eine Eule herbei, die einen Totenschädel trug und dazu noch lebte. Unwahrscheinlich. Das durfte man gar keinem erzählen. Weiterhin kopfschüttelnd drückte er die Tür zur Krankenstation auf und befand sich in einem schmalen Gang. Vier Zimmer besaß die Station. Sie lagen sich gegenüber.

Raffini, der Italiener, lag im ersten auf der linken Seite. Die Tür war natürlich nicht verschlossen. Weich ließ sich die linke Klinke nach unten drücken.

Dr. Meldonen öffnete, hörte das Schwappen der Doppeltür und betrat den kleinen Raum. Das Bett stand an der Wand.

Von Signore Raffini war nicht viel zu sehen. Erstens wandte er dem

Arzt den Rücken zu und zweitens hatte er seinen Körper zusammengekrümmt, so daß er unter der Decke kaum zu erkennen war. An der Tür blieb Dr. Meldonen stehen. »Signore Raffini«, sagte er. »He, melden Sie sich. Ich bin es, Dr. Meldonen.«

Der Patient rührte sich nicht. Bewegungslos blieb er liegen. Der Arzt schüttelte den Kopf. Wahrscheinlich wollte ihn der Italiener auf den Arm nehmen, aber das konnte er sich auf keinen Fall bieten lassen. Raffini war ein Patient, und er hatte seinem Arzt zu gehorchen. Egal, was geschah.

Dr. Meldonen trat bis dicht an das Bett, blieb dort für einen Moment stehen und beugte sich vor. Seine Finger strichen dabei über die Decke, die den Körper verbarg.

Die Decke fiel zusammen...

Da wurde der finnische Arzt zum erstenmal mißtrauisch. Zum zweitenmal schaute er auf, als sich unter der Decke etwas bewegte. Sogar ziemlich heftig, so daß der Stoff Wellen schlug.

Da stimmte etwas nicht.

Dr. Meldonen atmete schneller. Er ging auch zurück. Gleichzeitig faßte er die Decke an und riß sie hoch.

Was er zu sehen bekam, ließ ihn fast vor Grauen erstarren. Vor ihm auf dem Bett lag ein schauriges Wesen. Jemand, der einmal Signore Raffini gewesen war, sich allerdings so verwandelt hatte, daß er kaum noch zu erkennen war.

Ein geschrumpfter Körper, der Kopf war verschwunden. Statt dessen schaute Dr. Meldonen in einen häßlichen Eulenschädel mit großen, runden Augen, einem Schnabel wie ein Messer und einem Körper, der eine Mischung aus Mensch und Tier darstellte.

Die Arme waren verkürzt und zu Flügeln geworden, die Beine hatten sich in Krallen verwandelt, überhaupt hatte die Eule nichts Menschliches mehr an sich.

Aber sie mußte ein Mensch gewesen sein, das stand fest, denn ein

anderer hätte die Krankenstation nie betreten können. Nein, daran ging kein Weg vorbei. Er hatte es hier mit dem Italiener zu tun.

»Signore Raffini!« flüsterte der Finne. »Signore Raffini. Hören Sie mich?«

Es schien, als hätte die Eule verstanden, denn ihr Kopf zuckte plötzlich, und die großen Augen schauten den Doktor an.

Der Arzt ging in die Knie. »Sind Sie es, Signore Raffini? Sind Sie zu einer Eule geworden?« Meldonen wunderte sich selbst, daß er so sprechen konnte und keine Angst empfand. Nur ein seltsames Unbehagen hatte ihn überfallen. Vielleicht war es auch die Neugier eines Mediziners, die ihn so handeln ließ. Er wollte die Eule jedenfalls näher untersuchen. Vorsichtig streckte er seinen rechten Arm aus. Im Gegensatz zu der ersten Eule besaß diese keinen Totenschädel, das wunderte den Arzt ein wenig, aber sich jetzt darüber Gedanken zu machen, war nicht die Zeit. Er mußte achtgeben, was die Eule unternahm. Und sie reagierte.

Blitzschnell stieß ihr Kopf vor. Ein harter Rammstoß war das. Der Arzt war kaum schnell genug. Im letzten Moment zuckte seine Hand zurück, so daß der bissige Schnabel ihn verfehlte und in das Laken hackte. Wie scharf er war, erkannte Dr. Meldonen daran, daß das Laken aufgerissen wurde.

Der Arzt hatte einen Fehler gemacht. Er hätte sich nicht vor das Bett hocken sollen. Durch die hastige Rückwärtsbewegung verlor er das Gleichgewicht und fiel zu Boden. Das gab der Eule natürlich Zeit, zu einer erneuten Reaktion.

Sie breitete die Flügel aus.

Dr. Meldonen erschrak, als er sah, welche Spannweite das Tier besaß. Er hatte schon Eulen gesehen, aber die hier übertraf an Größe alle anderen.

Der spitze Schnabel zitterte, die Augen waren runde Kugeln in dem ansonsten flachen Gesicht, und Dr. Meldonen wußte, daß ihm nicht

mehr viel Zeit blieb.

Da griff das Tier schon an.

Es war sehr schnell, wuchtete sich förmlich auf den Mann zu, und der Arzt kam gerade noch dazu, seine Arme hochzureißen, so konnte er wenigstens sein Gesicht schützen.

Der Schnabel traf ihn nicht. Dafür bekam er einen Flügelhieb mit. An der Aufprallwucht merkte er, wieviel Kraft in dem Flügel steckte. Der hätte ihn glatt zu Boden geschmettert, bei einer vollen Trefferwucht. So bekam Meldonen noch eine Galgenfrist und konnte wieder auf die Beine kommen.

Einem erneuten Angriff begegnete er mit zwei Faustschlägen. Dabei hatte er Glück, daß er nicht das Gesicht der Eule traf, so verfehlte ihn der Schnabelhieb abermals.

Es wurde gefährlich. Dr. Meldonen wußte, daß ihm viel Zeit nicht mehr blieb. Wenn die Eule ihn weiterhin so hart attackierte, war es nur eine Frage von Sekunden, bis ihr Schnabel auch sein Gesicht getroffen und tiefe Wunden gerissen hatte.

Er drehte sich und schlug. Dabei bewegte er seine Arme wie Windmühlenflügel und hoffte, dem Tier irgendwann einen entscheidenden Schlag versetzen zu können.

Es gelangen ihm auch Treffer. Die waren mehr halbherzig. Stoppen konnte er das Tier nicht.

Die Kabine war vom Flattern der Flügel und vom Keuchen des Mannes erfüllt. Ein Kampf Mensch gegen Tier. Die Frage stellte sich, wer gewinnen würde.

Mit einem Satz sprang der Arzt zurück. Er wollte in die Nähe der Tür gelangen, denn er hatte sich zur Flucht entschlossen. Besiegen konnte er das Tier nicht, dazu war die Eule zu stark. Ihm blieb nichts anderes übrig, als um Hilfe zu rufen.

Wieder flatterte das Tier heran. Es schwang seine breiten Flügel. Der Kopf schaute zwischen ihnen hervor wie ein böses Omen, die

Augen waren starr.

Und diesmal hatte der Mann Pech. Der erste Schnabelhieb traf ihn. Er fetzte einen Teil seiner Jacke auf. Zwei Knöpfe fielen zu Boden und sprangen davon. Daß der Stoff so einfach gerissen war, zeigte dem Mann, wie scharf der Schnabel war.

Dr. Meldonen warf sich nach hinten. Mit dem Rücken krachte er gegen die Tür. Er tastete mit der linken Hand über das Holz und suchte verzweifelt nach der Klinke, die er in seiner wilden Aufregung einfach nicht fand.

Die Eule schwebte jetzt dicht über der Decke. Wobei schweben eigentlich der falsche Ausdruck ist, denn sie flatterte hastig mit den Flügeln, so als suchte sie sich das Ziel aus, wo sie ihren Schnabel hinhacken konnte.

Dr. Meldonen verlor die Nerven und fing an zu schreien...

Bill Conolly war unter Deck gegangen. Bevor er irgend etwas unternahm, wollte er mit seiner Frau Sheila sprechen. Er wußte nicht, ob sie in der Kabine geblieben war, deshalb schaute er zuerst im Festsaal nach. Als Bill die Schwingtür aufstieß, hörte er schon den Stimmenwirrwarr. Die Menschen dort hatten den Raum nicht verlassen. Sie diskutierten eifrig über das Vergangene. An den Tischen saßen die wenigsten. Die meisten hatten sich dort verteilt, wo die Bar aufgebaut war und die Getränke standen.

Bill stellte sich auf die Zehenspitzen. Vielleicht fand er dort auch seine Frau Sheila. Von ihr war nichts zu sehen. Demnach mußte sie in der Kabine sein.

Jemand stellte sich Bill in den Weg. Ein glatzköpfiger Mann im weißen Dinnerjackett und zahlreichen Ringen an den Händen. Er hielt ein Glas umklammert, in dem ein dreistöckiger Whisky schwappte.

»Äh, Mister«, sagte der Mann mit nicht mehr ganz sicherer Stimme.

»Was ist mit Ihnen? Haben Sie auch von der verdammt Durchsage gehört?« Der Kerl sprach ein breites Amerikanisch.

»Ja.«

»Und?«

»Ich finde es gut.«

Der Glatzkopf lachte bellend. »Gut finden Sie das. Ich sag Ihnen was. Das ist scheiße. Man will uns hier verschaukeln. Aber nicht mit mir, das sage ich Ihnen. Nicht mit Ronald T. Ashborne. Ich werde mich beschweren, das gibt noch Putz, gibt das...«

Bill ließ den Kerl einfach stehen und ging. Die Gespräche drehten sich natürlich fast durchweg um die neuen Maßnahmen. Besonders die Frauen waren unter der Schminke blaß geworden. Die Männer machten betretene Gesichter, die Mitglieder der Band sowie die Sängerin standen herum wie Falschgeld. Daß keiner mehr Lust hatte, den Instrumenten auch nur einen Ton zu entlocken, lag auf der Hand.

Bill drängte sich weiter und verließ den Saal. Als er die Kabinengänge erreicht hatte, atmete er auf. Er genoß für einen Moment die Stille und eilte dann weiter.

Sheila hatte abgeschlossen. Bill mußte klopfen, und er vernahm die Stimme seiner Frau. »Wer ist da?«

»Ich bin es.«

»Moment, Bill.«

Sheila schloß hastig auf. Bill huschte in die Kabine und drückte die Tür sofort hinter sich zu. Im Bett richtete sich der kleine Johnny auf. Er lachte, als er seinen Vater sah.

»Daddy, wo warst du solange?«

»Mit Onkel John an Deck.«

»Was habt ihr da gemacht?«

»Das erzähle ich dir später, mein Kleiner.« Bill wandte sich an Sheila und senkte seine Stimme zu einem Flüstern. »Sieht nicht gut aus, das alles.«

»Wieso?«

Der Reporter erklärte es ihr in wenigen Worten, und Sheila schüttelte den Kopf. »Nein«, erwiderte sie. »Das gibt es doch nicht. Irrst du dich auch nicht?«

»Leider nein.«

»Und was machen wir jetzt?«

»Du hast sicherlich die Durchsage gehört - oder?«

»Ja, das habe ich.«

»Du bleibst hier in der Kabine. John ist oben an Deck und versucht einen eventuellen Angriff zu stoppen, während ich mich hier unten umschaue.«

»Aber die Eulen können doch nicht nach unten gelangen, wo alles zu ist.«

»Das sagst du, Sheila. Im Prinzip ist es auch richtig. Nur haben wir leider das Problem, daß die Eulen Ähnlichkeit mit Vampiren haben, was die Wirkung ihrer Bisse anbetrifft.«

»Moment, Bill. Meinst du, die Menschen, die gebissen worden sind, werden ebenfalls...« Sie sprach das Schreckliche nicht aus, sondern sah Bill nur an.

»Ja, leider ist es so.«

»Dann sitzen wir auf einer Zeitbombe.«

»Genau, aber ich werde sie entschärfen. Es muß mir gelingen, die beiden aufzuspüren, die von den Eulen attackiert worden sind.«

»Dann habe ich ja unwahrscheinliches Glück gehabt.«

»Das kannst du wohl sagen.«

»Der Mann, mit dem ich getanzt habe, befindet sich in der Krankenstation.« Gut.

»Und die Frau?«

»Welche?«

»Die John an Deck getroffen hat. Diese Martina Carlsson. Weißt du, welche Kabinenummer sie hat?«

»Nein.«

»Dann werde ich einen Steward fragen.« Der Reporter umfaßte die Schultern seiner Frau. »Tu mir den Gefallen, Sheila, und verlaß deine Kabine auf keinen Fall. Wir müssen jetzt zusammenhalten, ich werde die Sache schon schaukeln. John hat mir gute Waffen gegeben. Die Eulen sollen keine Chance bekommen.«

»Natürlich, Bill.«

Der Reporter hauchte seiner Frau noch einen Kuß auf die Lippen, drehte sich um und verließ die Kabine mit einem schlechten Gefühl, denn sehr wohl war ihm bei der Sache nicht. Viel lieber wäre er bei seiner Familie geblieben. Hoffentlich hatte sich der Keim noch nicht ausgebreitet. Bill suchte die Krankenstation. Er fragte dann einen Steward, der einen Wagen mit Wäsche durch den Gang schob. Der Mann gab ihm bereitwillig Auskunft.

Bill mußte durch ein paar Flure, verlief sich einmal und ging dann ein Deck tiefer, denn dort fand er sein Ziel.

Der Gang war ziemlich lang. Bill schaute sich um, sah den erleuchteten Pfeil und orientierte sich nach links. Da lag die Station. Der Teppich dämpfte seine Schritte, als Bill voraneilte. Er kam auch an der Kabine des Doktors vorbei. Bill las den Namen auf der Tür. Die Messingbuchstaben blinkten. Bill klopfte. Als er keine Antwort bekam, öffnete er.

Die Kabine war leer.

Wo steckte der Arzt?

Bill traute sich nicht, den Namen des Mannes zu rufen. Zudem hätte er ins Blaue hineinschreien müssen. Er ging noch zwei Schritte vor und hörte plötzlich die dumpfen Geräusche. Sie waren hinter einer der Türen aufgeklungen, und eine Sekunde später vernahm Bill auch den Schrei. Gefahr!

Dann handelte er.

»Einen Augenblick noch!« rief ich.

Die drei stoppten tatsächlich. Sie drehten sich um, ich ging auf sie zu und ließ mir Zeit dabei. Es war wirklich eine seltsame Familie, die wir hier an Bord geholt hatten. Besonders interessierte mich das Mädchen. Ich fixierte die Kleine genau und sah, daß sich unter dem lose herabhängenden Pulloverärmel etwas bewegte. Für mich war es ein Beweis, und ich schüttelte mich, wenn ich daran dachte, daß ich eventuell ein Kind ausschalten mußte.

Der Mann blickte mir fragend entgegen. »Was kann ich für Sie tun, mein Herr?«

»Es geht um Ihre Tochter.«

»Was ist mit ihr?«

»Besitzt sie nur einen Arm?«

»Wieso?«

Der Kerl tat zwar ahnungslos, doch das nahm ich ihm auf keinen Fall ab. Er hatte etwas zu verbergen.

Das spürten auch die anderen Männer der Besatzung. Wie ich waren sie ebenfalls stehengeblieben und hatten einen Halbkreis gebildet. Irgendwie fühlte jeder die Spannung, die plötzlich in der Luft lag. Man merkte, daß sich bald etwas Entscheidendes tun würde.

»Ich warte noch immer auf eine Antwort«, erinnerte ich den Mann.

Lars Strindberg senkte den Kopf, schielte mich allerdings von unten her an. Dann nickte er: »Ja, Mr. Sinclair, meine Tochter hat in der Tat nur einen Arm.«

»Danke für die Auskunft. Sie gestatten natürlich, daß ich mich selbst davon überzeuge?«

Für einen winzigen Moment schaute er mich groß an. Ich überraschte ihn, denn bevor er noch reagieren konnte, war ich vorgegangen und bückte mich.

Jetzt sah ich das Kind genauer.

Und seine Augen.

Nein, die waren nicht normal. Solche Augen besaßen keine Menschen. So groß, so rund, so kalt - und so grausam.

Ich war zwar sehr mißtrauisch, aber leider nicht vorsichtig genug. Als ich nach dem Arm oder Ärmel fassen wollte, da reagierte der Mann. Den Schatten bemerkte ich noch, den Kopf allerdings bekam ich nicht so schnell zur Seite.

Sein Tritt traf ich am Hals und streifte auch mein Kinn. Strindberg trug dicke Schuhe, die Trefferwucht wurde noch größer, und ich kippte zurück.

Für einen Augenblick sah ich Sterne, dann schlug ich mit dem Hinterkopf auf und trat erst einmal weg. Bewußtlos wurde ich nicht, aber ich war wie paralysiert. Die Stimmen der anderen und ihr Schreien drang wie durch Schaumstoff gefiltert an meine Ohren, während ich eine schreckliche Angst ausstand, weil ich in diesen Momenten wehrlos auf den Planken lag.

Wenn jetzt die Eulen angriffen, hatte ich kaum eine Chance. Ich vernahm ein Klatschen, hörte hastige Schritte, ein Schatten sprang über meinen Körper, und endlich gelang es mir wieder, mich zu bewegen. Mühsam rollte ich mich auf die Seite. In meinem Kopf hatte sich ein dumpfes Gefühl ausgebreitet, wobei mir der Schädel vorkam, als hätte er um das Doppelte an Größe zugenommen.

Ich winkelte die Arme an und stützte mich mit beiden Händen ab. Schwerfällig wuchtete ich mich dabei in die Höhe und rappelte mich mühsam auf. Als ich endlich stand, hatte ich Mühe, das Gleichgewicht zu halten. Ich taumelte rückwärts, und erst die Reling hielt mich auf, gegen die ich mit meinem Kreuz stieß.

Heftig rang ich nach Atem. Nur allmählich lichtete sich der Schleier vor meinen Augen, ich bekam freie Sicht und entdeckte den Ersten Offizier, der mit gezogener Waffe in meiner Nähe stand, etwas vorgebeugt, den linken Arm nach hinten ausgestreckt und mit der

Hand den Handlauf der weißen Relling umfassend.

»Wo sind die anderen?« krächzte ich.

Erst jetzt bemerkte er, daß ich wieder auf den Füßen stand. Er wandte mir sein Gesicht zu.

»Wo sind sie?« drängte ich.

»Weg, verschwunden.«

»Aber Sie müssen gesehen haben...«

»Es ging alles so schnell.«

»Nach unten können sie ja nicht - oder?«

»Noch haben wir nicht alles abgeschottet.«

Auch das noch. Ich verdrehte die Augen. Jetzt wurde es kritisch. Ich gab mir ebenfalls einen Teil der Schuld, weil ich mich hatte reinlegen lassen.

»Wir können nur hoffen, daß sich die drei noch auf dem Deck hier aufhalten«, sagte ich.

Didea nickte.

»Und Ihre beiden Männer?«

»Haben die Verfolgung aufgenommen.«

»Hatten sich die Menschen denn schon verwandelt?« wollte ich wissen.

»Noch nicht.«

»Dann los. Und vor allen Dingen, rufen Sie Ihre Leute, die sollen Bescheid geben, wo sie hocken.«

»Ist klar.«

Ich konnte den Mann verstehen. Er war ein guter Seemann und wußte nicht, wie er jetzt reagieren sollte. Es war eine reine Ausnahmesituation, der Streß machte ihn fertig. Seiner gesamten Haltung und seinem Gehabe war anzusehen, daß es ihm keinen Spaß mehr machte, die Führung des Schiffes zu behalten, deshalb nahm ich das Heft in die Hand.

»Wir lassen die Beleuchtung des Decks so, wie sie ist. Versuchen

Sie, Ihre beiden Männer zu finden.«

Didea nickte. »Soll ich die Namen rufen?«

»Es wäre am besten.«

Das tat der Erste auch. Seine Stimme hallte über das Deck. Eigentlich rechnete ich nicht damit, Antwort zu bekommen, doch Vorschiffs erklang die Stimme eines Matrosen.

»Hier bin ich.«

»Und Eriksson?« rief Didea.

»Ist in meiner Nähe.«

Wir liefen in die Richtung, aus der wir die Antwort vernommen hatten. Unsere Schritte hallten über das Deck. Einer der Matrosen kam uns bereits entgegen.

Schweratmend blieb er stehen. »Ich... ich habe sie nicht gesehen«, sagte er. »Ich weiß nicht, wo sie hingelaufen sind, aber sie verwandelten sich, während sie wegrannten.«

»Wer?« fragte ich.

»Alle drei?«

»Ja.«

Wir blickten uns gegenseitig an. Also hatte ich mich bei dem Kind nicht getäuscht. Es trug ebenfalls den unheimlichen Keim dieser Strigen in sich, und wir mußten Jagd auf das Mädchen machen.

In meinem Magen klumpte sich etwas zusammen, als ich daran dachte. Ein Kind als Monstrum. Es schüttelte mich. Ich hätte die Kleine gern retten wollen, aber das war mir nicht gelungen. Die Gegenseite hatte sich schneller erwiesen.

Ein wenig ratlos standen wir herum. »Sollen wir das Deck absuchen?« fragte der Erste.

Da war ich teilweise für, teilweise gegen. Und ich erklärte es den Männern auch. »Wir können uns nicht teilen, da Sie nicht die Waffen besitzen, um gegen die Eulen anzukommen. Mit normalen Kugeln kann man sie nicht töten. Deshalb würde ich vorschlagen, daß Sie

sich auf der Brücke aufhalten. Dort warten Sie ab, und von dort haben Sie auch die beste Übersicht. Klar?«

Ihren Gesichtern war anzusehen, daß sie damit nicht so sehr einverstanden waren, doch ihnen blieb einfach nichts anderes übrig. Sie mußten auf meinen Vorschlag eingehen. Die Gefahr für Leib und Leben war einfach zu groß.

»Und wenn Sie Hilfe brauchen?« fragte mich Didea.

Ich hob die Schultern. »Habe ich Pech gehabt. Zudem ist es mein Job, mich mit solchen finsternen Elementen herumzuschlagen. Aber sollte mir tatsächlich etwas passieren, dann geben Sie bitte Mr. Conolly Bescheid. Er wird das Nötige schon in die Wege leiten.« Ich schaute auf meine Uhr. »Gehen Sie jetzt, wir verlieren sonst zuviel Zeit. Außerdem gibt es noch mehr von diesen Eulen.«

Die Männer nickten. Sie drehten sich um und verschwanden. Der Erste Offizier sah so aus, als wollte er noch etwas sagen und öffnete bereits den Mund. Dann drehte er ab und folgte den beiden Matrosen. Ich holte abermals mein Kreuz hervor. Und auch die Beretta ließ ich nicht stecken. Das Magazin war geladen. Acht Kugeln steckten darin. Achtmal geweihtes Silber und Ersatzmagazine trug ich ebenfalls bei mir. Etwa zwei Minuten wartete ich. Ich konzentrierte mich auf meine Umgebung. Ein kühler Nachtwind wischte wie ein Hauch über das Deck und streichelte mein Gesicht. Die Felswand an der gegenüberliegenden Seite war nicht zu sehen, nur mehr zu ahnen. Sie bot natürlich für die Strigen mit den Totenschädeln sehr gute Verstecke, und sicherlich hielten sich die Horror-Eulen auch dort verborgen, denn in der Luft und über dem Schiff sah ich sie nicht.

Dafür hörte ich etwas. Ein Geräusch, das mich an das Anschlagen eines leisen Gongs erinnerte. Wahrscheinlich war irgend jemand gegen irgend etwas gestoßen.

Mein Gegner?

Das Geräusch wiederholte sich nicht. Ich hatte zudem auch nicht in

Erfahrung bringen können, wo es genau aufgeklungen war, deshalb bewegte ich mich auf gut Glück voran.

Hinter mir auf keinen Fall, denn dort lag der Bug des Schiffes. Ich mußte mehr in den Mittelteil, dort hatte ich die Chance, auf meine Gegner zu treffen.

Dabei schaute ich nicht nur nach vorn, sondern auch in die Höhe. Immerhin bestand die Möglichkeit, daß die anderen sich verwandelt hatten und als Strigen aus der Luft angriffen.

Die wollte ich wirklich nicht im Nacken sitzen haben. Als ich so auf dem Deck umherschlich, hatte ich das Gefühl, mich auf einem Geisterschiff zu befinden. Trotz der festlichen Illumination war die gefährliche Aura nicht zu vertreiben.

Ich hatte im Laufe der Jahre einen Instinkt dafür entwickelt und reagierte empfindlich. Ziemlich genau spürte ich, daß mich die Gefahr umkesselt hielt.

Ich mußte sie nur finden.

Mittschiffs befand sich auch das große Sonnendeck. Sogar die Liegestühle standen draußen. Es gab Leute, die sich tagsüber in die noch blasse Aprilsonne legten und sich den ersten Sonnenbrand oder die Frühjahrsbräune holten.

Ich gehörte nicht zu ihnen und hatte mit Bill Minigolf gespielt. Diese Anlage befand sich ebenfalls an Deck, nicht weit vom Pool und auch von den Liegestühlen entfernt. Es waren diese gebogenen Gesundheitsliegen, die nicht erst zusammengeklappt werden mußten. Bezogen waren die Liegen mit einem Kunststoffsgeflecht. Rot, grün und blau.

Unter einer Liege bewegte sich etwas.

Es war reines Glück, daß ich genau in diesem Augenblick in die Richtung schaute, denn so entging mir die Bewegung nicht. Augenblicklich blieb ich stehen. Dann drehte ich mich langsam nach links und die Mündung meiner Beretta machte die Bewegung mit. Sie

zielte jetzt auf den verräterischen Liegestuhl.

Darunter war es wieder ruhig geworden.

Ich ließ mich nicht täuschen und näherte mich dem Stuhl. Auf Zehenspitzen ging ich, obwohl ich damit rechnen mußte, längst entdeckt worden zu sein.

Der Stuhl befand sich ziemlich in der Mitte. Andere versperrten mir den direkten Weg, da sie ziemlich dicht aneinanderstanden und ich sie erst zur Seite schieben mußte, was natürlich nicht ohne Geräusche vonstatten ging.

Als ich noch darauf wartete, daß etwas geschah, enttäuschte mein Gegner mich nicht. Ein Schatten, sogar ziemlich kompakt, löste sich unter dem Stuhl, huschte weiter und flatterte in die Höhe. Es war eine Eule!

Aber keine mit einem Totenschädel, sondern ein normal aussehendes Tier. Doch was heißt normal? Wen hatte ich vor mir? Die Frau, den Mann oder das Kind?

Ich wußte es nicht, schaute ihr entgegen und hörte plötzlich das Flattern von Flügeln.

Aber hinter mir.

Blitzschnell drehte ich mich, duckte mich gleichzeitig und hechtete zu Boden. Das war mein Glück, denn die zweite Strige glitt hautnah über meinen Scheitel hinweg.

Ich war auf eine Liege gekracht, federte ab und kippte über den Rand, wobei ich neben ihr liegenblieb.

Sofort war die zweite Eule da.

Bisher hatte ich noch immer an den Nachwirkungen des Treffers zu leiden gehabt, doch in der Minute der Gefahr war dies vergessen. Jetzt mußte ich mich verteidigen, denn wenn die Eulen mich erwischten, ging es um mein Leben.

Sie waren schwer zu treffen, zudem lag ich ungünstig, aber ich packte eine Liege und wuchtete sie hoch. Die Dinger waren leicht,

und die erste Eule prallte mitten im Flug gegen sie.

Der Aufprall schmetterte sie zurück. Sie schlug mit den Flügeln, geriet aus dem Angriffskonzept, und ich widmete mich dem zweiten Angreifer. Die Beretta hatte ich fallen lassen, weil ich mit beiden Händen die Liege hielt und zu einem Runds Schlag ansetzte. Ebenfalls sehr schnell, und die zweite Eule wurde voll getroffen.

Ich hörte es klatschen und gleichzeitig das Knacken. Der Drall wuchtete das Tier herum, es überschlug sich noch in der Luft, bevor es zwischen den Liegen zu Boden klatschte.

Gewonnen hatte ich damit nicht, denn auf diese Art und Weise waren die Strigen nicht zu besiegen. Als mich von der Seite her die erste anflog, ließ ich die Liege fallen, sprang zurück, bückte mich und riß die Beretta hoch.

Ich feuerte, und das geweihte Silbergeschoß traf die Horror-Eule mitten im Flug.

Federn wurden in die Luft geschleudert, der Kugeleinschlag riß das Tier herum, noch ein paar verzweifelte Flügelschläge, die jedoch zu kraftlos waren, um sich in der Luft halten zu können. Die Horror-Eule verging. Fast vor meinen Füßen fiel sie wie ein Stein auf das Deck und rührte sich nicht mehr.

Das Silber hatte sie zerstört. Über den Körper sprang ich hinweg und suchte die zweite Eule.

Ich entdeckte sie nicht und hatte sie auch nicht hochflattern sehen, demnach mußte sie unter den Liegen ein sicheres Versteck gefunden haben.

Da steckte sie, in der Tat.

Sie hatte sich nur ein wenig nach vorn bewegt und schaute mich aus ihren starren Augen von unten her an. Sie würde kein Pardon kennen, denn sie war darauf programmiert, zu töten.

Ich konnte ebenfalls nicht anders, gebrauchte allerdings bei ihr das Kreuz, da die Distanz günstig war. Die Horror-Eule hatte sich selbst

in eine Falle manövriert, denn sie konnte unter der Liege nicht hervor, ohne daß ich sie erwischte.

Das Kreuz rutschte mir aus der Hand, wobei ich nur die Kette festhielt. Zuerst prallte es auf die Bespannung der Liege, und die Eule wollte noch weg, doch das Kruzifix rutschte zwischen den Nylonfäden hindurch und berührte die Eule.

Ein beinahe menschlich zu nennender Aufschrei drang an meine Ohren. Ich verzog das Gesicht, verharrte und bekam mit, wie sich die Eule veränderte.

Mit den Flügeln schlug sie wild um sich, sie heulte auch weiter, aber dann geschah die Rückwandlung vom Horror-Tier in den Menschen. Bei ihren heftigen Bewegungen stieß sie von unten her gegen die Verspannung, so daß ich das Gesicht immer deutlicher sehen konnte. Es war das der Frau!

Sogar die Augen veränderten sich. Sie wurden kleiner, die Pupille ebenfalls, und anstelle des Schnabels wuchs wieder die Nase aus dem Gesicht.

Ich zog das Kreuz hoch und räumte die Liege zur Seite. Dabei kippte ich sie einfach auf eine andere.

Vor mir lag ein Mensch, und abermals erlebte ich, mit welchen Schrecken man in meinem Beruf konfrontiert wird.

Die Frau vor meinen Füßen war nackt und nicht größer als die Eule. Zusammengekrümmt lag sie auf den Planken, während über ihre Brust ein kleiner Blutfaden sickerte. Keine einzige Feder wuchs mehr aus ihrer Haut, sie war völlig glatt.

Ich stand da und hatte Angst, während über meinen Körper ein Schauer nach dem anderen rann. Damit hätte ich in meinen kühnsten Träumen nicht gerechnet.

Dann mußte ich mit ansehen, wie die kleine Frau, bei der die Proportionen sogar noch stimmten, sich zur Seite drehte, so daß sie mich anschauen konnte.

Auf ihrem Gesicht lag all die Qual, die sie empfand. Bei Sterbenden hatte ich den Ausdruck schon des öfteren gesehen. Sie öffnete den Mund und winkte matt mit ihrer Hand. Für mich ein Zeichen, daß sie mir etwas sagen wollte.

Ich beugte mich vor, brachte mein Ohr dicht an ihren kleinen Mund und erfuhr eine unwahrscheinliche Geschichte...

Die Tür war nicht verschlossen. Der Reporter rammte sie wuchtig auf und stürmte in die Kabine. Das nach innen schwingende Türblatt prallte noch gegen Dr. Meldonen und schleuderte ihn zur Seite, was sein Glück war, denn der Angriff der Eule verfehlte ihn, und das Tier hieb gegen die Wand.

Bill Conolly hatte ebenfalls nicht rechtzeitig stoppen können. Er rannte praktisch durch die Kabine und prallte an der der Tür gegenüberliegenden Seite gegen die Einbauschränke, wo einige Flaschen innerhalb der Schränke ihren eigenen Tanz aufführten und gegeneinanderklirrten.

Dann wirbelte Bill herum.

Zwei Dinge nahm er auf. Da war erst einmal der am Boden liegende Arzt. Über ihm war die Eule hochgeflattert, so daß sie sich dicht unter der Decke befand.

Der Reporter kannte die Zusammenhänge im einzelnen nicht, aber daß die Gefahr sich gesteigert hatte, daran führte kein Weg vorbei. Einer der Gebissenen war zu einem Eulenmonstrum geworden, wie es der Reporter genau erkennen konnte.

Es wollte Blut.

Wie ein Stein ließ es sich nach unten fallen. Haargenau auf den Doktor zu, der in wilder Angst beide Arme hochriß und seinen Kopf zu schützen versuchte.

Gleichzeitig stieß sich auch Bill Conolly ab. Er war sportlich durchtrainiert, und die Zeit, seinen Revolver zu ziehen, die fehlte ihm

einfach. Mit bloßen Händen wollte er das Tier davon abhalten, über den Arzt herzufallen.

Er hatte die Entfernung genau abgepaßt. Die Fäuste an seinen ausgestreckten Armen rammten gegen den Körper der Strige, bevor diese über ihr Opfer herfallen konnte.

Ein wütender Schrei drang aus ihrem Maul, als sie mit der Wand kollidierte, ihre Flügel ausbreitete und wild in eine Ecke flatterte, wo sie eine erneute Angriffsposition einnahm.

Wie schon auf dem Deck des Schiffes, so wollte es der Reporter jetzt ebenfalls mit dem Dolch probieren. Die Waffe war gut ausgewogen und lag sicher in seiner Hand.

Bill zog den Dolch und holte aus. Dann schleuderte er ihn. Genau in dem Augenblick, als die Eule starten wollte. Sie befand sich dabei dicht vor einem Schrank. Leider traf der Dolch nicht genau ins Zentrum, aber die Eule hatte ihre Flügel ausgebreitet, und in ihren rechten hackte die Waffe nicht nur hinein, sondern auch hindurch. Bis in das Holz, wobei sie den Hügel am Schrank festnagelte, und die Strige wieder einen krächzenden Schrei ausstieß.

Sie wollte sich losreißen, dagegen hatte der Reporter etwas. Bill stürmte vor, riß den Dolch aus dem Holz, und als die Strige zuhackte, wobei sie sich sein Gesicht als Zielscheibe ausgesucht hatte, da zog Bill Conolly den Dolch nach oben.

Jetzt traf er keinen Flügel mehr, sondern das Zentrum. Die Klinge glitt in den Körper hinein, und sie tötete die Eule. Dem geweihten Dolch hatte das Wesen nichts mehr entgegenzusetzen, er spießte es auf und vernichtete es.

Bill ließ den Dolch fallen. Mit ihm fiel auch die Eule zu Boden, und die Waffe blieb weiterhin in ihrem Körper stecken, der in den nächsten Augenblicken eine schaurige Verwandlung durchmachte. Die Federn verschwanden, als wären sie von unsichtbaren Händen ausgerupft worden. Wie ausgetrocknete Fäden fielen sie zu Boden,

wo sie als graue Erinnerung liegenblieben.

Auch die Haut der Eule blieb nicht so wie zuvor. Sie änderte ebenfalls ihren Farbton. Hell wurde sie, wie die eines Menschen. Und es war ein Mensch, der da vor Bill Conolly und dem finnischen Arzt lag. Ein Mensch in der Größe einer Eule.

»Raffini!« flüsterte Dr. Meldonen. »Verflucht, das ist tatsächlich Raffini.«

Er schüttelte sich, als könne er es nicht glauben, und preßte seine Hände vor das Gesicht.

Auch Bill hätte sich am liebsten abgewandt, aber er wollte sehen, wie es weiterging.

Aus der Eule war ein kleiner Mensch mit pechschwarzen Haaren geworden, der in seiner normalen Größe einmal mit Sheila Conolly getanzt hatte.

Jetzt war er tot, und in der Brust seines kleinen Körpers steckte der Silberdolch.

Bill umfaßte den Griff und zog den Dolch hervor. Diesem Mann war nicht mehr zu helfen. Er hatte es hinter sich.

Der Reporter drehte sich um und schaute den Arzt an. »Nun haben Sie Ihren Beweis«, sagte er.

»Ich begreife es nicht«, erwiderte Dr. Meldonen mit tonloser Stimme. »Ich kann es einfach nicht fassen.«

»Es ist wirklich schwer«, gab ihm Bill Conolly recht. »Aber man muß sich damit abfinden.« Er reichte dem Doktor die Hand und zog ihn auf die Füße.

Schweratmend blieb der Finne stehen. Er hob die Schultern. Diese Geste sagte alles über ihn aus. »Was geschieht mit ihm?« fragte er.

»Das werden wir später entscheiden. Kommen Sie!«

»Wohin?«

»Sie müssen sich in Ihrer Kabine einschließen«, erwiderte Bill Conolly.

»Rechnen Sie denn mit weiteren Angriffen?«

»Ja.«

»O Gott, womit haben wir das verdient. Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht.« Der Arzt schüttelte den Kopf. Er hatte in den letzten Minuten den Glauben an die Menschheit verloren.

Bill hatte seine Hand unter dessen Ellbogen gelegt und führte den Mann zur Tür. Sie war nicht ins Schloß gefallen, so daß sie über die Schwelle in den Gang treten konnten.

Zwei Türen weiter mußten sie ihn wieder verlassen. Dort besaß der Doktor seine Kabine.

»Trinken Sie einen Schluck?« fragte er, nachdem er sich mit einem Rundblick davon überzeugt hatte, daß die Luft rein war.

»Ja, einen kleinen.«

»Den können wir jetzt beide vertragen. Manchmal kann Alkohol auch Medizin sein.«

»Sie sagen es, Doc.«

Meldonen nahm einen Doppelten. Die beiden Männer tranken sich zu, und jeder hing für einen Moment seinen Gedanken nach. Schließlich erkundigte sich der Doktor, wer von den Überfallenen noch alles frei herumlief.

»Soviel ich weiß, ist es nur die Frau«, erwiderte Bill.

»Welche meinen Sie?«

Der Reporter sagte den Namen.

»Ach, diese mannstolle Carlsson.«

»Sie kennen die auch schon?«

»Sicher, wer kennt sie nicht? Sie macht bereits ihre vierte Fahrt auf diesem Schiff, und schon immer hatte sie die gleichen Probleme gehabt. Ihr eigener Mann bringt nichts, also sucht sie sich andere. Vielleicht wird sie irgendwann einen finden.«

»Das glaube ich nicht«, erwiderte Bill.

»Wieso?« Der Arzt blickte erstaunt. Dann verstand er und nickte.

»Sie glauben also, daß auch die Carlsson...«

»Fast befürchte ich, man hat sie gebissen, als sie sich auf Deck befand.«

»Und jetzt?«

»Muß ich sie suchen.« Bill leerte sein Glas. »Leider weiß ich nicht, welche Zimmernummer die liebestolle Dame hat. Sie müßten mir dabei schon helfen.«

»Moment, ich schaue nach.« Meldonen wandte sich ab. »Als Arzt habe ich eine Kopie der Passagierliste bekommen, damit ich rasch und zügig eingreifen kann, wenn es ein dringender Fall erfordert.«

»Das finde ich übrigens gut«, sagte Bill.

»Worauf Sie sich verlassen können.« Er hatte die Liste hervorgekramt.

»Kabine achtzehn, wie immer.«

»Und wo ist das?«

»Ein Deck höher. Wenden Sie sich nach rechts. Ziemlich am Ende des Ganges.«

»Danke, Doc.«

»Und welche Aufgabe haben Sie für mich vorgesehen?« erkundigte sich der Arzt.

Bill hob die Schultern. »Das habe ich Ihnen vorhin gesagt. Bleiben Sie unter Deck, bis der Spuk vorbei ist.«

»Spuk ist gut, wirklich. Und geben auch Sie auf sich acht, Mr. Conolly.«

»Wird schon schiefgehen.« Bill verließ die Kabine. Mit zügigen Schritten lief er den Gang hinunter, um die Treppe zu erreichen, die ihn ein Deck höher brachte.

Er hätte auch mit dem Lift fahren können, die Treppe erschien ihm sicherer, ein Lift konnte steckenbleiben.

Auf diesem Deck herrschte mehr Betrieb. Bill hörte Stimmen. Im Gang standen einige Passagiere und unterhielten sich. Stewards

schafften Getränke herbei. Wieder sah Bill den Amerikaner namens Ashborne. Er führte das große Wort und war überhaupt nicht damit einverstanden, daß man ihn und die übrigen Passagiere nicht an Deck ließ. Er sprach sogar von Geiselnahme und rief zur Meuterei auf.

Bill hatte erst vorgehabt, sich einzumischen. Er ließ es dann bleiben, da er keine Zeit verlieren wollte. Die andere Sache war wichtiger, denn er mußte die Frau finden.

Die Passagiere schauten ihm nach, als er sich an ihnen vorbeidrängelte und am Ende des Ganges in der Tat sein Ziel erreichte. Kabine 18, also. Der Reporter blieb davor stehen.

Die Leute hatten das Interesse an ihm verloren. Niemand schaute zu ihm hin. Bill hatte die Beretta so in den Gürtel gesteckt, daß er sie sofort ziehen konnte, auch der Dolch schaute mit dem Griff aus seinem Gürtel hervor.

Noch einmal tief Luft geholt, dann klopfte er. Zweimal und ziemlich auffordernd.

»Herein!« Das war die Stimme der Frau. Es gab keine Täuschung, und sie hörte sich völlig normal an.

Sollte Martina Carlsson Glück gehabt haben? Bill wollte es genau wissen. Er öffnete die Tür und betrat die Kabine, wobei seine Blicke nur von Martina Carlsson angezogen wurden.

Sie saß auf dem Bett. Zwar war sie bekleidet, doch das dünne türkisfarbene Etwas konnte man kaum als Kleidungsstück bezeichnen. Da trug sie noch mehr Schmuck am Leib. Sie hatte die Beine hochgelegt und ausgestreckt, den Körper dazu ein wenig gedreht, so daß ihr Gesicht der Tür zugewandt war. Das dünne Bettjäckchen floß nur bis zu ihren bloßen Oberschenkeln, und auf den Nägeln der Zehen glänzte der rote Lack wie Blutstropfen.

Die blonde Haarmähne hatte sie hochgesteckt, rote Kämme hielten die Flut zusammen.

»O«, tat sie überrascht. »Herrenbesuch. Aber bitte kommen Sie

doch näher und schließen Sie die Tür.«

Das wollte Bill sowieso. Allerdings aus einem anderen Grund, als die Frau auf dem Bett annahm.

Die Kabine war ziemlich geräumig. Als Einzelkabine so groß wie die von Bill, Sheila und Johnny. Wahrscheinlich mußte man auch dafür dementsprechend mehr zahlen.

Eine zweite Tür stand offen. Die führte ins Bad. Allerdings konnte der Raum von Bill nicht eingesehen werden.

»Sind Sie schüchtern?« fragte Martina Carlsson und lachte hell, weil Bill noch immer auf dem Fleck stand.

»Nein.«

»Dann kommen Sie her.« Sie lachte wieder, diesmal allerdings gurrend.

»Ich beiße nicht.«

Bill war und blieb mißtrauisch. Irgend etwas kam ihm an dieser Frau verdächtig vor. Er wußte auch nicht genau, was es war, er dachte darüber nach, während er langsam auf das Bett zuschritt und in das geschminkte Gesicht mit dem erwartungsvollen Lächeln blickte. Der nächste Schritt.

Plötzlich wußte Bill Bescheid. Es hatte ihn gestört, daß die Arme der Frau nicht zu sehen waren. Martina hielt sie so, daß ihr Rücken sie verdeckte.

Sie war also verwandelt.

Bills Hand näherte sich dem Dolch. Dennoch wurde er überrascht. Die Gefahr ging nicht von Martina Carlsson aus, sondern kam von einer anderen Seite.

Aus dem Bad.

Die Gestalt war nicht groß, die daraus hervorhuschte. Aber sie war bewaffnet. Und zwar mit einer Handtuchstange, die sie abmontiert hatte. Bill sah noch das helle Blitzen, riß den Kopf zur Seite und wurde trotzdem getroffen.

Plötzlich veränderte sich die Welt vor seinen Augen. Das Zimmer begann zu fließen, die einzelnen Gegenstände und auch die Frau auf dem Bett veränderten sich. Sie wurden zu einer schwammigen Masse, und Bill nahm als letztes ein kleines Mädchen wahr, das teuflisch grinste und dessen Gesicht zur Hälfte die Fratze einer Eule zeigte, wobei die Faust der Kleinen die Handtuchstange umschloß...

»Es sind die Strigen!« flüsterte die Sterbende. »Die Strigen... und sie werden Rache nehmen...«

Ich beugte mich noch weiter vor. »Welche Strigen? Reden Sie. Was hat es damit auf sich?«

»Vor langer Zeit haben sie in den Wäldern gelebt. Damals war gerade das Eis getaut. In den Wäldern hauste ein großer Dämon, denn es gab kaum Menschen... vielleicht keine...«

»Wer war der Dämon?«

Das Gesicht der Frau verzerrte sich. »Strigus hieß er, und er besaß den Kopf einer Eule. So erzählen es die alten Geschichten. Sie... sie sprechen auch davon, daß Strigus tot ist, aber das stimmt nicht... er... lebt weiter und mit ihm die Eulen. Wir haben sie gesehen... sie haben uns angegriffen und gebissen. Sie... sie sind wie Vampire und so alt, aber sie leben...«

Davon hatte ich in der Tat noch nie gehört. Strigus, ein neuer Name, ein neuer Dämon. Uralt schon, aber was zählte für die Dämonen die Zeit? Nichts...

»Weiter, was wissen Sie noch?«

»Er... man... kann ihn nicht töten. Er wird... zurückkehren... heute... morgen... übermorgen. Und er bringt sie mit. Sie saugen das Blut, die sind aus ihren Verstecken gekommen und werden über die Menschen...«

Mehr sagte die zurückverwandelte Frau nicht. Sie stieß noch einen röchelnden Laut aus und starb.

Sekundenlang blieb ich vor dem kleinen Leichnam sitzen. Dann richtete auch ich mich auf.

Es war nicht einfach für mich, die Sätze zu verkraften. Ich konnte mich auch schlecht von dem eben Erlebten lösen und mußte immer darüber nachdenken. Die Strigen kamen nicht von ungefähr. Sie wurden von einem Dämon geleitet.

Strigus!

Unbekannt bisher, aber ich würde ihn sicherlich noch kennenlernen, und darauf war ich gespannt. Beinahe ruckartig kehrte ich wieder in die Gegenwart zurück. Der kurze Ausflug in meine Gedankenwelt war beendet. Jetzt ging es darum, mit den Tatsachen fertig zu werden. Eine Eule war noch übriggeblieben.

Ein Mädchen - ein Kind...

Hatte es sich ebenfalls auf dem Deck versteckt? Und wie mochte es wohl Bill Conolly ergangen sein? Ob er es geschafft hatte, mit seinen Gegnern fertig zu werden? Ich verließ den Platz, wo auch die Liegestühle standen, und schritt quer über das Deck. Dabei fiel mein Blick auch auf die Brücke.

Von dort wurde mir zugewinkt. Die Männer hoben sich blaß hinter den Scheiben ab, und als ich nicht sofort reagierte, öffnete jemand die Tür und rief meinen Namen.

»Mr. Sinclair, man erwartet Sie hier.«

Hatte sich eine Veränderung der Lage ergeben? Ich war gespannt. Rasch ließ ich den Weg zur Brücke hinter mir, jagte die Treppe hoch und wurde bereits von Didea, dem Ersten Offizier in Empfang genommen. Auf seiner Stirn lag ein dünner Schweißfilm.

»Wir haben alles gesehen, Mr. Sinclair.«

»Na ja, dann wissen Sie ja Bescheid.«

»Und die haben sich tatsächlich in kleine Menschen zurückverwandelt?« wollte er wissen.

»Sie haben sich nicht getäuscht.«

»Mein Gott, ich begreife das nicht. Wie ist das nur möglich?«

Ich hatte keine große Lust, mir die Jammerei des Mannes anzuhören, deshalb schnitt ich ihm das Wort ab. »Wie es scheint, haben Sie noch etwas anderes gesehen, oder weshalb ließen Sie mich hier auf die Brücke holen?«

»Wir haben das Kind gesehen.« Ich horchte auf.

»Wo ist es?«

»Leider hat es nicht geklappt. Es ist verschwunden.«

»Unter Deck?«

Der Erste Offizier nickte betrübt.

Ich war auch sauer, denn die Antwort eröffnete völlig neue Perspektiven. Ein Kind, auch wenn es ein Monstrum war, nahm kaum jemand ernst. Es hatte alle Chancen, die Menschen anzufallen und sie zu seinen Dienern zu machen.

Wenn es mir nicht gelang, die Kleine schnell genug zu finden, war es aus.

Bill mußte ran. »Kann ich von hier aus mit den einzelnen Kabinen telefonisch Kontakt aufnehmen?«

»Ja, das geht«, bestätigte man mir.

»Wunderbar.« Ich nannte die Kabinennummer der Conollys. Sheila ging sofort an den Apparat und sagte hastig ihren Namen.

»Ich bin's nur. Weißt du, wo Bill steckt?«

»Nein, wieso? Ist etwas mit ihm?«

»Natürlich nicht. Ich will ihm nur etwas sagen.«

»Er wollte, das glaube ich wenigstens, zu dem Schiffsarzt, weil ja dort dieser Mann, der mit mir...«

»Alles klar. Vielen Dank, see you...« Ich legte auf und forderte die zweite Verbindung. »Dr. Meldonen bitte.«

Den bekam ich auch an den Apparat. Er berichtete sofort, was in seiner Kabine vorgefallen war und daß Bill es geschafft hatte, einen der Eulenmenschen zu erledigen. »Dann wollte er noch zu dieser

Frau, Martina Carlsson.«

»Wunderbar, was Sie da gesagt haben, Doc. Aber von einem Kind haben Sie nichts gehört?«

»Wieso? Hier laufen einige Kinder umher, die mit ihren Eltern auf der Kreuz...«

»Nein. Ich spreche von einem infizierten Kind. Es trägt den Keim der Eulen in sich.«

»Was sagen Sie da?«

»Es stimmt, Doktor. Haben Sie nun etwas gehört?«

»Nein.«

»Dann ist ja alles klar. Und vielen Dank auch.« Ich unterbrach die Verbindung. Jetzt brauchte ich nur noch die Zimmernummer dieser Martina Carlsson. Innerhalb von fünf Sekunden hatte ich sie. Damit erschöpften sich auch meine Aktivitäten, denn nun griffen die anderen ein.

»Da, seht doch!« schrie der Steuermann und deutete durch die Scheibe nach draußen.

Wir schauten in die Richtung, unsere Augen wurden groß, denn es war ein Bild des Schreckens...

Es war ein wildes, grausames und dennoch faszinierendes Bild, das die Eulen unseren Augen boten. Sie flogen in einer breiten Reihe durch die Schwärze der Nacht, und ihre hellen Totenschädel schimmerten wie Kreise aus Elfenbein.

Waren es zehn, fünfzehn oder noch mehr? Ich gab es auf, sie zu zählen, doch ich wußte, daß ich mir jetzt etwas einfallen lassen mußte, wollten wir diesen Geschöpfen entkommen. Sie hatten sich das Schiff als Angriffspunkt ausgesucht und würden seine Besatzung und die Passagiere zu ihren Dienern machen.

Die bleichen Schädel schienen in der Luft zu schweben, denn die Dunkelheit war so stark, daß wir die Schwingen der Tiere nicht

ausmachen konnten.

Die Männer auf der Brücke sagten nichts. Sie waren erstaunt und geschockt zugleich, aber ein jeder wußte um die Gefahr, die sich in Form dieser gefährlichen Eulen näherte.

Der Erste Offizier sprach mich an. »Jetzt können wir einpacken, nicht wahr?«

»Noch nicht.«

»Sie haben Mut.«

»Den brauche ich auch. Und vor allen Dingen meinen Optimismus. Hätte ich den nicht, läge ich bereits längst unter der Erde. Zudem wollen die etwas von uns.«

»Ja, killen.«

»Vielleicht.« Ich verzog das Gesicht. »Zuvor wollen sie aber was anderes.«

»Etwa mit uns reden?«

»So ungefähr.«

Der Erste schaute mich an, als wäre ich total von der Rolle. Wahrscheinlich war er drauf und dran, seinen Arm zu heben und gegen die Stirn zu tippen, nur die gute Erziehung hielt ihn davon ab. Ich ging auch nicht auf seine Reaktionen ein, sondern machte ihm klar, daß ich die Brücke verlassen wollte.

»Sie rennen in Ihr Unglück, Mister!«

»Lassen Sie das mal meine Sorge sein. Sehen Sie nur zu, daß keine Eule unter Deck gelangen kann.«

»Wenn Sie meinen, dann gehen Sie doch in den Tod.« Er öffnete mir sogar persönlich die Tür.

Ich verließ die Brücke. Die Blicke der Offiziere folgten mir. In manchen Augen stand Mitleid zu lesen, in anderen wiederum völliges Unverständnis. Nein, das was ich da vorhatte, konnten sie nicht begreifen. Das ging in ihren Kopf nicht hinein.

Sie brauchten es auch nicht, die Eulen waren allein meine Sache,

denn ich besaß Mittel, um sie zu bekämpfen.

Zum Glück reagierten sie auf das Kreuz. Ich hatte es mir offen vor die Brust gehängt, die Eulen sollten merken, mit wem sie es zu tun bekamen.

In der Luft hörte ich das Schlagen ihrer Flügel. Fahl schimmerten die Schädel in der Dunkelheit, und die ersten Eulen hielten das Schiff bereits besetzt.

Auf der Reling hatten sie ihren Platz gefunden. Nebeneinander hockten sie dort, hatten die häßlichen Totenschädel gedreht und schauten in meine Richtung, denn ich stand noch auf der Brücke, hoch über ihnen und schaute auf sie hinab.

Von Strigus hatte ich gehört. Er war der Herr dieser Eulen, der Anführer. Hatte er ebenfalls den Weg zum Schiff gefunden? Die Anzeichen deuteten darauf hin, denn die seltsamen Tiere verhielten sich friedlich, wie jemand, der auf einen anderen wartet.

Ich hatte auch Zeit.

Mein Blick glitt nicht nur über das Deck, sondern auch über das Schiff hinweg. Wenn Strigus kam, dann irgendwo aus dem Dunkel der Nacht.

»Mr. Sinclair!« zischte hinter mir eine Stimme. »Kommen Sie, Mr. Sinclair...«

»Bleiben Sie auf der Brücke, Mr. Didea!«

»Wir haben eine Maschinenpistole. Die Eulen sitzen auf der Reling. Wir könnten einen Teil von ihnen mit einer Salve von der Stange holen. Wäre das nicht eine Möglichkeit?«

»Sie schaffen die Eulen nicht mit normalen Kugeln. Wie oft soll ich Ihnen das noch sagen?«

»Aber bei einer MPi...«

»Auch nicht. Und jetzt gehen Sie wieder auf die Brücke, Mr. Didea. Überlassen Sie alles weitere mir.« Ich hatte zuletzt scharf gesprochen und hoffte, daß ich richtig verstanden worden war.

Der Offizier zog sich zurück.

Während unseres Gesprächs hatte ich nicht mehr so konzentriert auf die Umgebung achten können und einiges verpaßt. Vor allen Dingen den Auftritt von Strigus, dem Eulenherrscher.

Wie er an Deck gekommen war, wußte ich nicht, auf jeden Fall stand er unter mir, hielt seinen Eulenschädel erhoben, ich hatte meinen Kopf gesenkt, und so schauten wir uns an.

Jeder nahm das Bild des anderen in sich auf, und ich muß ehrlich zugeben, daß mich Strigus abstieß. Er war eine Ausgeburt an Häßlichkeit. Halb Skelettkopf, halb Tierschädel. Eine leere Augenhöhle, eine gefüllte. Dann die Hälfte eines Schnabels und darunter befand sich ein Maul. Es zog sich über die gesamte Breite des Schädels. Die Eule hatte es ein wenig geöffnet. In der dunklen Öffnung schimmerten zwei weiße, lange Zähne. Arme oder Beine besaß die Eule nicht, dafür Flügel, die noch auf dem Rücken zusammengelegt waren. Restlicht der Illumination erreichte sie, so daß ihr Gefieder bunt schimmerte und ich den Originalfarbton nicht ausmachen konnte.

Das also war Strigus, mein Gegner!

Ich stand steif wie ein Brett auf der Brücke. Da sie zu mir hochsah, mußte sie auch das Kreuz erkennen, das vor meiner Brust hing, und ich war gespannt, wie die Rieseneule reagieren würde.

Noch hielt sie sich zurück, denn sie wartete so lange, bis auch die restlichen Diener ihren Platz an Deck gefunden hatten. Sie hatten sich so verteilt, daß sie zu mir hin eine Front bildeten, sich also nicht in meinem Rücken befanden. Dies empfand ich als kleinen Vorteil.

Dann bewegte sich Strigus. Er breitete seine Flügel aus, und ich war entsetzt als auch überrascht über die Spannweite seiner Flügel. Da kam kein Adler mit. Strigus war ein wahrer Monstervogel. Mir wurde es im Hals trocken, als ich ihn so sah.

Trotzdem sprach ich ihn an. »Wer bist du?« Meine Stimme hallte

über das Deck, und ich hoffte nur, daß der Dämon die menschliche Sprache verstand, was bei den Schwarzblütlern oft genug der Fall ist.

Hier bekam ich keine Antwort. Wahrscheinlich konnten diese Wesen mit unserer Sprache nichts anfangen, dafür jedoch bewegte die Rieseneule ihre Flügel und hob langsam vom Deck ab.

Ja, sie stieg in die Höhe.

Die Flügel schwingen auf und nieder. Ich verfolgte das Riesentier mit meinen Blicken. Es zog einen Kreis über das Schiff und näherte sich auch der Brücke.

Ich dachte an meine Beretta und daran, daß ich es vielleicht mit einer Silberkugel versuchen sollte. Vielleicht konnte ich sie damit erwischen, doch Strigus war ziemlich schnell, und dies trotz seiner Größe. Er zog seine Kreise, flog Zickzack, und ich hatte das Nachsehen. Auch die anderen Tiere erhoben sich.

Es sah schaurig aus, wie sie von der Reling starteten, zuerst einen Kreis flogen, und dann ihr Ziel anvisierten.

Es war die Brücke!

Eine Sekunde noch blieb ich stehen. Zuerst hatte ich einfach in den Pulk hineinschießen wollen, dann überlegte ich es mir anders. So war es unmöglich, denn ich stand den Eulen deckungslos gegenüber. Ich mußte wieder in den Steuerstand und von dort schießen.

Langsam glitt ich zurück.

Da schoß die erste Eule heran.

Unbemerkt von mir hatte sie sich im toten Winkel der Brücke genähert. Den bleichen Totenschädel sah ich dicht vor mir und hörte gleichzeitig einen klagenden, lauten Ruf, der schaurig über das Wasser hallte. Der Lautstärke nach zu urteilen, mußte ihn Strigus ausgestoßen haben. Wahrscheinlich gab er das Angriffssignal.

Um weitere Dinge konnte ich mich nicht mehr kümmern, die Eule war bereits zu nah.

Ich feuerte.

Mitten hinein in den beinernen Schädel jagte ich das geweihte Silbergeschoß, ein wildes Fauchen ertönte, und dann platzte der Schädel auseinander.

Nach allen Seiten flogen die Stücke weg. Mich hätten einige Splitter noch fast gestreift, so aber prallten sie gegen die Aufbauten. Während die Satans-Eule buchstäblich explodierte, zog ich mich zurück. So rasch es ging, näherte ich mich dem Brückenaufbau und Steuerstand, wo mein Rückzug bereits bemerkt worden war und der Erste Offizier die Tür aufhielt.

Breitbeinig stand er da, den Fuß hatte er dagegen gestemmt, und mit beiden Händen hielt er eine kurzläufige Maschinenpistole umklammert.

»Sinclair, weg!« brüllte er, denn er hatte zwei Eulen gesehen, die einen Angriff flogen.

Ich ging in Deckung. Kaum hatte ich den Boden berührt, als Didea schon schoß. Vor der Mündung blitzte es gelbweiß auf. Sie zielte schräg nach oben, die lange Bleispur verließ den Lauf und traf auch ihr Ziel. Die Kugeln schüttelten die Eulen durch. Sie stoppten sogar ihren Angriff, und Didea lachte triumphierend. Er hatte sich zu früh gefreut. Vernichten konnte er mit seinen Bleigeschossen die angreifenden Strigen nicht. Zwar hatte die Kugel ihnen einen Teil der Federn ausgerissen und auch die Schädel zerstört, aber sie ließen sich in ihrem Morddrang nicht aufhalten. Sie wollten Beute.

»Zurück!« schrie ich dem Ersten zu.

Der hatte bemerkt, wie erfolglos die Garbe gewesen war und folgte meinem Ruf.

Zwei Sekunden später befand ich mich auch auf der Brücke und zielte durch einen Türspalt auf die heranfliegenden Strigen. Ich schoß zweimal.

Beide Male traf ich auch, denn Fehlschüsse konnte ich mir nicht

erlauben, dazu besaß ich zu wenig Munition. Die Eulen wurden vernichtet.

Jetzt hatten wir schon drei Gegner weniger. Ich war gespannt, was sie sich noch alles einfallen lassen würden.

Hastig schloß ich die Tür.

Mit mir waren wir sechs Männer. In den Gesichtern der fünf Offiziere sah ich den Schrecken. Sie hatten eine Kostprobe von dem bekommen, was man Schwarze Magie nennt, und sie konnten es einfach nicht begreifen. Ich strich mir das Haar aus der Stirn. »Wissen Sie nun Bescheid?« fragte ich die anderen.

Sie nickten nur.

Der Erste räusperte sich. »Was machen wir? Sollen wir nicht doch um Hilfe funken?«

»Das nützt nichts. Wir müssen allein mit dem Problem fertig werden.«

»Aber wie?« rief der Steuermann und schlug mit seiner Faust auf die Konsole. »Sie können die Eulen doch nicht der Reihe nach abschießen. Es sind zu viele.«

»Das weiß ich selbst, Meister.«

»Und wie wollen Sie es dann machen?«

»Ganz einfach.« Ich verzog das Gesicht. »Mir muß es nur gelingen, den Anführer zu schnappen.«

»Diese Rieseneule?« fragte Didea entsetzt.

»Genau die.«

Einen Moment war es still. Dann lachte einer. »Das schaffen Sie nicht, Sinclair. Nein, unmöglich...«

»Mal sehen.«

»Verdammt!« schrie der Erste, der sich umgedreht hatte. »Sie sind schon am Fenster...«

Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als vier Körper gleichzeitig gegen die Scheibe hieben und dabei spitze Zähne in das

starke Glas drangen.

Trotzte es auch sonst allen Widernissen, diesem konzentrierten Druck hielt es nicht stand. Es zerplatzte und splitterte, so daß die Eulen freie Bahn in das Innere der Brücke hatten.

Jetzt ging es ums Überleben!

»Sieg!« flüsterte Martina Carlsson. »Wir haben einen Sieg errungen.«

Sie lachte kreischend und nickte dem Mädchen, das nur mehr ein Monster war, zu. »Gut hast du das gemacht.«

Die Kleine hatte die Stange losgelassen und schaute auf den regungslos am Boden liegenden Bill Conolly.

»Er wird unser nächstes Opfer sein«, erklärte die Frau und erhob sich von ihrem Bett.

Jetzt war zu sehen, weshalb sie ihre Arme so versteckt gehalten hatte. Es waren keine mehr. Wo sie sonst gesessen hatten, wuchsen zwei Flügel.

Martina Carlsson war wie auch das Kind dabei, in das Stadium einer Strige überzugehen. Nur war bei Sonja die Verwandlung schon weiter fortgeschritten. Sie hatte bereits ihr Gesicht erfaßt, so daß aus dem gesamten menschlichen Gesicht der Kopf einer Eule wurde. Auch der eine Arm, mit dem sie die Stange gehalten hatte, verlor das menschliche Aussehen. Er verwandelte sich in einen Flügel.

Martina lachte, als sie das sah. »Unsere Freunde werden sich freuen«, sagte sie. »Wir sind bestens vorbereitet. Wie schön, daß du den Weg sofort zu mir gefunden hast. Wer nimmt ihn?«

»Ich«, sagte das verwandelte Kind. Es hatte auch eine andere Stimme bekommen. Sie klang krächzend und überhaupt nicht mehr menschlich wie früher.

»Dann mach.«

Diesen Befehl vernahm auch Bill Conolly. Den Reporter hatte der

Treffer zwar umgeworfen, aber Bill war hart im Nehmen. Die kurze Zeitspanne der Bewußtlosigkeit verging, er sah und dachte wieder klarer, deshalb konnte er sich auch bewegen und auf die Füße kommen. Das zweite blieb beim Wollen, denn Bill sah ein, daß er seine Kräfte nicht überschätzen durfte. Noch spürte er selbst im Liegen das Schwindelgefühl. Um etwas zu erreichen, mußte er sich ein wenig erholen, und dann zuschlagen, wenn keiner damit rechnete. Bill hatte den Kopf so gelegt, daß er auch zum Bett hin schielen konnte. Dort saß nach wie vor Martina Carlsson. Diesmal hatte sie ihre Arme nicht versteckt, sie zeigte offen, was sie besaß, und das waren die Flügel eines Tieres.

Bill wußte nun, daß er der richtigen Spur nachgegangen war, und entsetzt war er darüber, daß auch ein Kind die schreckliche Verwandlung durchgemacht hatte.

Und dieses Kind wollte ihn umbringen!

Bill hörte die Schritte. Sie wurden lauter, je mehr sich Sonja ihrem Opfer näherte.

Der Reporter suchte fieberhaft nach einer Möglichkeit, wie er es schaffen konnte, einem dämonischen Tod zu entgehen. Er war auf den Bauch gefallen und in dieser Stellung auch liegeengeblieben. Die Beretta und der Dolch steckten im Gürtel. Beide Waffen drückten gegen seinen Körper, und auch der rechte Arm lag halb unter ihm begraben. Das konnte die Chance sein!

Bill Conolly bewegte vorsichtig seine Finger. Er streckte sie aus und spürte an seinen Spitzen den Dolchgriff. Ein Hoffnungsstrahl durchzuckte ihn. Dieses Gefühl verdrängte die Schmerzen im Kopf. Er nahm auch seine Umwelt besser wahr und hörte über sich das hastige Flattern der Flügel.

Jetzt hatte es das Kind geschafft. Menschliches war nicht mehr an ihm. Das Mädchen zählte nur noch als Eulenmonster, war zu einer Strige geworden, die sich auf ihn niederstürzen wollte und... Da

rollte sich Bill Conolly herum. Es war eine hastige Bewegung, die er mit keinem Zeichen angekündigt hatte. Während der Bewegung riß er den Dolch aus dem Gürtel. Als die Eule auf ihn niederstürzte, hielt der Reporter die Waffe in der Hand, wobei die Spitze nach oben wies. Es war vielleicht nur ein Sekundenbruchteil, aber Bill zögerte, zuzustoßen. Er dachte daran, was die Eule einmal gewesen war, und wurde erst wieder aus seiner Handlungsunfähigkeit gerissen, als ihn ein Flügelschlag im Gesicht traf.

Riesengroß war die Gefahr, und jetzt zögerte der Reporter nicht mehr länger.

Sein Arm schnellte in die Höhe.

Widerstand spürte er kaum, aber er wußte, daß die Klinge getroffen hatte.

Die krächzenden Schreie, das wilde, ungezügelte Flattern der Flügel, alles wies darauf hin.

Und er hörte den wütenden Schrei der Martina Carlsson. Da riß Bill die Augen auf.

Die Eule war erledigt. Der geweihte Dolch hatte sie tief getroffen. Taumelnd flog sie durch die Kabine, klatschte gegen die Wand, fiel auf den Boden und wollte sich wieder erheben, doch sie besaß nicht mehr die Kraft.

Die Weiße Magie war stärker.

Auch Bill stand auf.

Ihm erging es kaum besser als der Eule. Er hatte den Schlag auf den Schädel vergessen und wurde erst wieder daran erinnert, als er sich kaum auf den Füßen halten konnte, wobei er von einer Seite zur anderen wankte.

Wieder drehte sich alles vor seinen Augen, und er sah seine zweite Gegnerin wie in einem Karussell sitzend.

»Du hast sie umgebracht!« kreischte Martina Carlsson, »du hast sie getötet, dafür werde ich dich töten. Der Keim der Strigen wird sich

auch in deinem Körper ausbreiten.«

Bill torkelte zur Seite. Es wurde ihm schlecht, und er war froh, daß er gegen die Wand dicht neben der Tür fiel, so daß er einen einigermaßen guten Halt bekam.

Martina war aufgesprungen.

Sie trug noch immer diesen Hauch von Stoff. Doch darunter schimmerte keine menschliche Haut mehr, sondern ein Körper, aus dem zahlreiche Federn wuchsen. Die Carlsson war dabei, zu einem gefährlichen Monstrum zu werden. Noch besaß sie ihr Gesicht. Dafür waren die Arme verschwunden. Flügel wuchsen statt dessen aus der Schulter. Ihr Gefieder schimmerte braunrot, und als Martina es jetzt ausbreitete, erschrak der Reporter über die Spannweite der Flügel.

Eine Vogelfrau stand vor ihm. Grausam anzusehen und doch irgendwie faszinierend.

Ihr menschliches Gesicht zeigte einen so großen Haß, wie Bill ihn selten gesehen hatte, und er mußte etwas tun, sonst war er verloren, denn Martina Carlsson wollte ihn töten.

Den Dolch, den Bill so gern genommen hätte, konnte er vergessen. Er steckte in einem kleinen Körper, der am Boden lag und dabei war, sich vom Monstrum in einen Menschen zurückzuverwandeln. Bill schluckte hart, als er es sah. Er kam sich wie eine feiger Mörder vor, ließ sich durch den Anblick ablenken und bemerkte den Angriff der Strige viel zu spät.

Erst als er den krächzenden Schrei vernahm, riß er die Augen auf. Martina Carlsson befand sich bereits dicht vor ihm. Innerhalb einer Sekunde hatte sie sich so verwandelt, daß auch ihr Gesicht keine menschlichen Züge mehr aufwies, dafür sah Bill die Mörderzähne, die bei ihm Wunden reißen sollten, damit die Eule Blut trinken und den Keim der Strigen säen konnte.

Bill hatte die Zeit verpaßt. Nun blieb ihm keine Sekunde mehr, die

Beretta zu ziehen, er mußte zusehen, daß er den ersten Angriff abwehrte.

Die rechte Faust rammte Conolly nach vorn. Er hatte Glück, zudem war die Eule leicht zu treffen, und Bill erwischte sie in Höhe des Kopfes, bevor sie ihre Zähne in sein Fleisch hacken konnte. Für ein paar Sekunden bekam der Reporter Luft. Wäre er voll bei Kräften gewesen, hätte er ausweichen können. Als er es jetzt versuchte und nach rechts wegkommen wollte, da gaben seine Knie nach, und in seinem Hinterkopf fanden abermals einige Explosionen statt. Bill Conolly verlor nicht nur die Übersicht, sondern auch das Gleichgewicht. Unsichtbare Kräfte drückten ihn nach vorn, und er fiel schwer auf die Knie.

Auch dieser Aufprall erschütterte ihn. Der Boden wankte und schwankte. Mühsam hob Bill den rechten Arm und tastete nach der Beretta. Er hatte das Gefühl, seit dem ersten Angriff der Eule wären unendlich lange Minuten vergangen, dabei waren es nur Sekunden, die hinter ihm lagen, und die Strige hatte sich zu einem weiteren Angriff entschlossen. Endlich bekam Bill die Waffe frei. Das sah auch die Eule. Da sie die Gefahr wohl ahnte, aber kein Schlupfloch aus der Kabine fand, versuchte sie es auf eine andere Tour.

Die Eule flog im Zickzack. Sie wollte es Bill erschweren, sie mit einer Kugel zu treffen.

Der Reporter sah dies alles nur schattenhaft, er hatte die Beretta frei, hob auch den Arm und feuerte.

Bill Conolly schoß nicht nur einmal, sondern drückte mehrere Male hintereinander ab.

Immer wieder zuckte die Waffe in seiner Hand. Die Schüsse peitschten auf. Vier, sogar fünf Silbergeschosse verließen die Mündung. Bill hoffte nur, daß er getroffen hatte, sehen konnte er es nicht, die letzte Energieleistung hatte die Kräfte in ihm verbraucht. Der Reporter konnte sich nicht mehr halten, fiel schwer auf die Seite

und blieb liegen.

Bewußtlos wurde er nicht, in seinem Kopf hämmerten nur 1000 kleine Hacken herum, und das Blut rauschte wie ein gewaltiger Strom durch seine Adern.

Im Unterbewußtsein hörte er die Schreie der Eule. Es waren schon Todeslaute, denn jede Silberkugel, obwohl von Bill nicht genau gezielt, hatte die Strige getroffen.

Sie waren in den Körper geschlagen, hatten das Tier zurückgestoßen und waren dabei, es vollends zu zerstören. Die Strige flatterte zurück, befand sich dann dicht über dem Bett, konnte sich nicht mehr halten und kippte nach unten.

Wo Martina Carlsson bei Bills Eintritt gesessen hatte, blieb auch die Strige liegen. Nur verwandelte sie sich wieder zurück in einen Menschen, sie war noch nicht alt genug, um zu Staub zu verfallen. Schon bald lag auf dem weißen Laken eine blondhaarige Frau. Allerdings eine Tote...

Kugellöcher zeichneten ihren Körper, und aus vier Wunden sickerte das rote Blut.

Bill sah davon nichts. Er lag auf dem Boden, hatte den Mund aufgerissen und atmete keuchend. Auch als von draußen gegen die Tür gehämmert wurde, reagierte Bill nicht. Ihm war in diesen Augenblicken alles egal. Man hatte die Schüsse gehört. Einige Passagiere hatten ihre Kabinen verlassen, standen auf dem Gang und wußten, wo geschossen worden war.

Niemand traute sich, die Tür zu öffnen, denn ein jeder dachte noch an den Angriff der Eule während des Tanzfestes. Bis sich Dr. Meldonen freie Bahn verschaffte.

»Lassen Sie mich durch! Bitte lassen Sie mich durch!« ertönte seine Stimme.

Die Menschen machten Platz. Froh darüber, daß wenigstens einer die Verantwortung übernehmen wollte.

Doktor Meldonen stieß die Tür auf. Er schaute in die Kabine, zuckte zurück und zog die Tür wieder zu. Sichtlich nach Fassung ringend, wandte er sich an die Neugierigen. »Bitte treten Sie zurück. Das ist eine Sache, die nur mich etwas angeht.«

»He, was ist denn passiert?« rief jemand.

»Ich habe Ihnen doch klar und deutlich gesagt, daß dies nur mich etwas angeht.«

»Ja, ja, schon gut.«

Die Menschen gehorchten tatsächlich. Der finnische Arzt konnte risikolos die Kabine betreten. Sofort zog er die Tür hinter sich zu und lief dann auf Bill Conolly zu.

Stöhnend hob der Reporter den Kopf, als der Schatten des Arztes über ihn fiel.

»Was ist geschehen?« fragte Meldonen.

»Das sehen Sie doch. Ich habe sie beide geschafft. Sie wollten mich killen, aber...«

Dr. Meldonen nickte. Er wandte sich ab und schaute sich dann beide Toten an.

Den Kinderkörper und den Körper einer Frau, der verwachsen war. Vier Kugellöcher zeugten davon, daß Bill Conolly sich gewehrt hatte.

»Nimmt der Schrecken denn gar kein Ende?« flüsterte der Mediziner und strich über sein bleiches Gesicht.

Bill hatte die Worte vernommen und erwiderte: »Bei uns schon. Aber wie ist es mit John Sinclair?«

Da wurde der Arzt noch blasser.

»Deckung!« schrie ich.

Es war das einzige, was ich im Augenblick tun konnte, und ich hoffte, daß die Männer schnell genug reagierten, denn die Eulen hatten jetzt alle Rücksicht fahren lassen und gingen zum

Generalangriff über. Sie wollten das Schiff unter ihre Knute bekommen.

Mein Befehl wurde verstanden. Die Worte schwangen noch nach, als die Männer bereits flach lagen.

Nur ich blieb stehen. Dabei schaute ich zu, wie große Glassplitter in die Brücke regneten und wie mit ihnen die häßlichen Gestalten der vier Satans-Eulen eindrangten.

Zwei Schritte war ich zurückgesprungen. In Combatstellung stand ich. Mein Gesicht war angespannt, ich durfte mir jetzt keinen Fehlschuß erlauben und mußte auch feuern, bevor die Tiere weiter auseinanderfächerten und die Menschen angriffen.

Zudem sah ich hinter ihnen weitere Wesen. Wenn der erste Sturm vorbei war, würde der zweite folgen.

Ich feuerte.

Die Waffe schien in meiner Hand förmlich zu explodieren, so rasch jagte ich das Blei hinaus. Dabei schwenkte ich sie und hatte keine Mühe, die unheimlichen Gegner mit den ausgebreiteten Flügeln tödlich zu treffen. Meine Kugeln schmetterten und stießen sie zurück. Die Brücke war erfüllt von einem gräßlichen Heulen und Kreischen. Die schweren Vogelkörper mit den Totenschädeln fielen und wuchteten übereinander. Splitter flogen umher, wenn meine Kugeln die Schädel getroffen und sie zerstört hatten.

Eine Eule fiel genau auf die Beine des Steuermanns. Sie kam allerdings nicht mehr dazu, ihre Zähne in das Fleisch des Mannes zu schlagen, denn ihr häßlicher Totenschädel zerfiel bereits zu Staub. Den anderen erging es nicht anders.

Zwei weitere Strigen lösten sich zuckend auf den Konsolen auf. Die letzte hätte mich fast noch gestreift, so dicht kam sie an mich heran. Ich sprang zur Seite und schaute zu, wie sie zu Boden krachte und verging. Den ersten Ansturm hatte ich abgewehrt.

Aber in meinem Magazin befand sich nur noch eine Kugel, und Zeit,

um nachzuladen, ließen mir die Horror-Vögel nicht, denn die zweite Welle flog heran.

Diesmal waren es fünf.

Als die erste Eule durch das zerstörte Fenster drang, da verschob ich meine letzte Kugel.

Sie hieb den Totenschädel entzwei.

Auch die Eule selbst wurde zurückgestoßen. Sie drehte sich dabei und behinderte die nachfliegenden Artgenossen. Zwar war mir eine kurze Zeitspanne des Luftholens vergönnt, doch sie reichte beileibe nicht aus, um die Beretta nachzuladen. Ich mußte mich mit meinem Kreuz wehren. Gegen vier Horror-Eulen war das nicht einfach.

Didea, der Erste Offizier, hatte nicht mit ansehen können, daß nur ein Mann gegen die Brut kämpfte. Er wollte ebenfalls mitmischen, und er hatte immer noch seine Maschinenpistole.

Auf dem Boden kniend riß er die Waffe in die richtige Schußposition. Da die anderen Männer am Boden lagen, brauchte er keine Angst zu haben, sie zu treffen.

Dann feuerte er.

Die MPi spuckte ihr Blei aus. Der Lauf wurde heiß, so rasend schnell schoß der Mann. Garbe auf Garbe jagte er in die Horror-Eulen hinein, und einige Geschosse pfften aus dem Fenster, wobei sie nachfolgende Strigen trafen.

Da flogen Federn, da jaulten Querschläger, und die Brücke verwandelte sich in eine Hölle.

Ich hatte mich auf den Boden gelegt und lud im Liegen meine Beretta nach, denn der Erste Offizier verschaffte mir die Zeit. Er konnte die Vögel mit seiner MPi zwar nicht vernichten, aber es gelang ihm, sie sich vom Hals zu halten.

Als ich das Magazin in den Kolben ramnte, da hatte auch er seine Kugeln verschossen.

Die Maschinenpistole war leer - und die Strigen lebten!

Nur sahen sie etwas verändert aus. Manche Bleihummeln hatten Stücke aus ihren beinernen Schädeln gerissen, so daß zwischen den Schultern der Wesen oft nur noch Fragmente saßen. Auch hatten sie im wahrsten Sinne des Wortes Federn verloren. Sie schwebten nur langsam zu Boden, und die vier Eulen flatterten wild auf dem Brückenaufbau. Manche Flügel waren zerrissen, so daß die Tiere nur kniehoch kamen. Aber keine der Eulen hatte ihre gefährlichen Zähne verloren, und sie waren auch nicht gewillt, aufzugeben.

Sie griffen an.

Zwar nicht so konzentriert wie zuvor, dafür waren ihre Verletzungen zu stark, aber sie wollten zeigen, daß sie noch da waren. Flatternd bewegten sie sich auf uns zu.

»Liegenbleiben!« brüllte ich, weil ich mitbekam, wie zwei Männer aufstehen wollten. Sie waren schon bis auf die Knie gekommen, und eine Strige wuchtete sich auf sie zu.

Ich erledigte sie mit einem Schnappschuß.

Das unheimliche Tier flatterte hoch, und ich sah für einen Moment in die stumpf werdenden Augen. Dann brach die Eule zusammen und verging. Noch drei!

Als mich eine angreifen wollte, huschte ich zur Seite, hatte freie Bahn und erledigte sie.

Die anderen beiden turnten auf der Konsole herum, nahe am Fenster. Ich nahm genau Maß.

Krachend entlud sich die Beretta, und das nächste Silbergeschosß fegte die Strige hinaus.

Die andere ergriff die Flucht und folgte ihrer Artgenossin. Jetzt befand sich keine Horror-Eule mehr auf der Brücke, durch deren zerstörte Scheiben der kühle Wind pfiß.

Auch den zweiten konzentrierten Angriff hatten wir abwehren können. Der Erste Offizier blickte mich an. In seinen Augen nistete die Furcht. Aber auch der Trotz und die Pupillen glänzten, als hätte

er Fieber.

»Überstehen wir auch einen dritten?« fragte er leise. Ich hob die Schultern und schaute mich um. Noch hatten sich die Eulen nicht neu formiert. Diese kleine Chance mußte ich nützen, denn ich wollte mir nach wie vor Strigus, den Anführer schnappen.

»Ich gehe nach draußen!« sagte ich und achtete nicht auf die Proteste der Männer.

Die Beretta steckte ich weg, das Kreuz behielt ich in der linken Hand, in der rechten aber hielt ich eine andere Waffe. Den silbernen Bumerang!

Um ihn einzusetzen, brauchte ich nicht so nahe an die Rieseneule heran, daß sie mich erwischen konnte. Einen Bumerang kann man auch schleudern, wenn der Gegner weiter entfernt ist.

Allerdings mußte ich ihn sehen.

Bisher tat sich da nichts. Ich entdeckte zwar einige Strigen über mir in der Luft, wo sie das Schiff umkreisten, aber von Strigus sah ich keine Feder. Er schien sich in Luft aufgelöst zu haben. Da ich daran jedoch nicht glaubte, rechnete ich damit, daß er sich irgendwo auf dem Schiff versteckt hielt.

Und zwar auf dem Deck, wie ich hoffte.

Bis zum Rand der Brücke schritt ich vor. Um die Brücke herum lief ein Geländer, an dessen Handlauf ich mich abstützen konnte. Der Blick über das Schiff war gut. Die Beleuchtung gereichte mir zum Vorteil, und ich sah Strigus tatsächlich.

Die Rieseneule stand dort, wo ich zwei Diener von ihr erledigt hatte. Bei den Liegestühlen.

Ich konnte nicht erkennen, ob sie in meine Richtung schaute, aber ich nahm das Risiko auf mich und mußte näher an dieses dämonische urwelthafte Tier heran.

So rasch es ging, huschte ich die Treppe hinunter und hatte erst die Hälfte der Stufen hinter mir gelassen, als ich angegriffen wurde. Die

Strige hatte in irgendeinem Versteck gelauert, kam von der linken Seite, und genau das war ihr Verderben.

Als ich den flatternden Schatten entdeckte, riß ich sofort meinen Arm hoch.

Die Strige flog zwar gegen meine Hand, aber auch gegen das Kreuz. Das vernichtete sie auf der Stelle. Sie platzte förmlich auseinander, und Reste wehten als Aschenregen über Deck.

Ich setzte meinen Weg fort.

So offen wollte ich an meinen Gegner nicht herangehen, sondern mich in Deckung der Aufbauten anschleichen. Als ich das Deck betreten hatte, sah ich Strigus nicht mehr. Das Eulenmonster hatte seinen Standort gewechselt. Warum?

Wahrscheinlich hatte es mich entdeckt und bereitete einen Angriff vor. Als ich daran dachte, lief es mir kalt den Rücken hinab. Für solche Dinge hatte ich nicht viel übrig und mußte höllisch achtgeben, daß ich nicht in die Falle lief.

So lautlos wie möglich bewegte ich mich weiter. Dann hörte ich von der Brücke her die Schreie.

Ich preßte die Zähne zusammen, die Männer dort mußten eine weitere Attacke hinnehmen, und niemand war da, der sie jetzt mit Silberkugeln verteidigte.

Ich riskierte einen schnellen Blick zurück.

Schattenhaft sah ich die gewaltigen Vögel, wie sie ihre Schwingen bewegten und den Brückenturm umkreisten. Zudem vernahm ich das Splittern von Glas und konnte mir ausrechnen, daß eine weitere Scheibe zu Bruch gegangen war.

Den Schatten neben und über mir ahnte ich mehr, als daß ich ihn sah. Er war plötzlich da. Lautlos wischte er heran und befand sich schon im Begriff, sich über mich zu stürzen, als ich das Kreuz hochriß und gleichzeitig wegrannte. Und zwar auf die Backbordseite zu, weg von den dicht zusammenstehenden Aufbauten. An jener Seite

des Schiffes hatte ich wesentlich mehr Bewegungsfreiheit.

Noch im Laufen drehte ich mich um und sah, daß mir das riesenhafte Monstertier folgte.

Es war jetzt gewaltig, so groß wie ein Mensch.

Halb Skelett - halb Tierschädel. Ein Auge leer, das andere gefüllt. Ein widerlicher Anblick, der mir unter die Haut fuhr. Zudem war der Körper eingehüllt von einem geisterhaft grünen Leuchten, und als die Eule die Flügel ausbreitete, erinnerten sie mich in ihrer Größe an zwei nebeneinander gelegte Betttücher.

Unheimlich war sie.

Fast kam ich mir vor wie damals, als ich gegen den Schwarzen Tod ankämpfte. Auch da hatte ich meinen Bumerang geschleudert. Wie jetzt. Ausgeholt hatte ich schon. Ich brauchte nur den Arm vorzuschleudern und die silberne Banane loszulassen. Das tat ich auch. Mein Gott, der Bumerang war schnell. Aber noch schneller war die Rieseneule. Diese Geschwindigkeit hätte ich ihr nicht zugetraut. Bevor der Bumerang sie erreichte, da glitt sie in die Höhe mit der Geschwindigkeit einer voll beschleunigten Rakete.

Fast hätte sie die Waffe noch erreicht, doch dicht unter ihren Krallen wischte sie hinweg, fegte weiter, geriet außerhalb des Schiffes, schwebte für einen Moment über dem schwarzen Wasser und tötete zwei Strigen, die genau in ihrem Weg flogen. Sie schlug beiden Wesen mit einem Schlag die Schädel ab.

Dann kehrte die Waffe zu mir zurück. Ich brauchte sie nur noch aufzufangen.

Kaum lag der Bumerang in meiner Hand, als ich über mir das Flattern und Brausen der Flügel vernahm.

Ich rechnete mit einem Angriff, diesmal hatte ich mich getäuscht. Gleichzeitig vernahm ich die Schreie von der Brücke her.

»Sie hauen ab. Sie verschwinden. Wir sind gerettet!«

Auch ich lächelte. Doch es fiel sparsam aus. Gerettet waren wir.

Nur für den Moment. Ich war mir sicher, daß wir mit den Strigen noch Ärger bekommen würden.

Ihr Anführer ließ diese Schmach bestimmt nicht auf sich sitzen. Würde er das tun, wäre er kein Dämon.

Aber er war einer.

Und zwar mit Haut und Haaren...

Von Bill Conolly erfuhr ich, was sich unter Deck ereignet hatte. Der Reporter hatte von Dr. Meldonen zwei Tabletten bekommen, die ihn einigermaßen fit machten. Zusammen mit dem Arzt hatte er auch die Leichen weggeschafft.

Eine zweite Panik hatte es nicht gegeben, da es dem Reporter gelungen war, die Übersicht zu behalten. Auch die Wege zum Deck waren wieder frei, und das Schiff nahm Fahrt auf.

Was mit dem Kapitän geschehen war, erfuhr niemand. So sollte es auch bleiben.

Sheila zeigte sich ebenfalls erleichtert. Sie kümmerte sich auch um Bill und verordnete ihm Bettruhe, die dieser nur allzu gern in Kauf nahm, denn unter den Nachwirkungen des Schädelsschlages litt er noch immer.

»Und was hast du vor, John?« fragte er mich, als er sich hinlegte.

»Ich werde wohl auf die Brücke gehen und versuchen, mit London zu telefonieren.«

»Willst du den Alten aus dem Bett holen?«

»Klar, der hat mich so giftig angesehen, als ich Urlaub haben wollte, deshalb wird er meine Rache spüren.«

»Tu, was du nicht lassen kannst,« grinste mein Freund. Ich verließ die Conollys und fuhr hoch an Deck.

Sternenklarer Himmel. Erst jetzt kam ich dazu, ihn richtig zu bewundern. Die Luft war kühl, sie roch frisch und paßte zu dieser herrlichen Nacht. Nichts deutete mehr daraufhin, welches Grauen

wir noch vor kurzer Zeit erlebt hatten. Wie ein Traum kam mir alles vor. Doch als ich die Scherbenreste an Deck liegen sah, da wußte ich, daß ich keinen Traum erlebt hatte. Die Strigen waren zwar verschwunden, aber nicht vergessen. Da ging ich jede Wette ein. Selbst mit dem Teufel...

ENDE

[1] Siehe John Sinclair Nr. 191 »Fenris, der Götterwolf«

[2] Siehe John Sinclair Nr. 213 »Colette und ihr Fallbeil«

[3] Siehe Gespenster Krimi Nr. 77 »Der Blutgraf«